



# Leseprobe

Elizabeth George  
**Asche zu Asche**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



---

Seiten: 816

Erscheinungstermin: 21. Juli 2014

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguin.de](http://www.penguin.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

In einem idyllischen Cottage in Kent findet der Milchmann eines Morgens statt der eigentlichen Mieterin eine männliche Leiche vor. Der Vorfall wird noch rätselhafter, als die Ortspolizei den Toten identifiziert: Es ist Kenneth Fleming, Englands gefeierter Cricket-Champion. Bald stellt sich heraus, dass alle Menschen in Flemings Umfeld ein Motiv gehabt hätten, aber sie alle haben auch ein Alibi. Erst als Inspector Thomas Lynley seinen Job, ja sogar sein Leben riskiert, scheint es, als hätten selbst Mörder ein Gewissen ...



### Autor

## Elizabeth George

---

Akribische Recherche, präziser Spannungsaufbau und höchste psychologische Raffinesse zeichnen die Bücher der Amerikanerin Elizabeth George aus. Ihre Fälle sind stets detailgenaue Porträts unserer Zeit und Gesellschaft. Elizabeth George, die lange an der Universität »Creative Writing« lehrte, lebt heute in Seattle im Bundesstaat Washington, USA. Ihre Bücher sind allesamt internationale Bestseller, die sofort nach Erscheinen nicht nur die Spitzenplätze der deutschen Verkaufscharts erklimmen. Ihre Lynley-Havers-Romane wurden von der BBC verfilmt und auch im deutschen Fernsehen mit großem Erfolg ausgestrahlt.

## *Buch*

Eigentlich hat Inspector Thomas Lynley an jenem Abend Großes vor. Gerade will er Lady Helen einen Heiratsantrag machen, als ein Anruf aus dem Yard seine Pläne scheitern lässt. Im idyllischen Celandine Cottage in Kent hat der Milchmann nämlich statt der attraktiven Mieterin Gabriella Patten eine männliche Leiche vorgefunden. Der Vorfall wird noch rätselhafter, als die Ortspolizei den Toten identifiziert: Es ist niemand anderer als Kenneth Fleming, Englands gefeierter Cricket-Champion, der kurz vor dem wichtigsten Spiel seiner Karriere stand. Bald stellt sich heraus, dass alle Menschen um Kenneth Fleming seit Jahren in einem Netz aus verletzten Gefühlen, enttäuschten Hoffnungen und blindem Rachebedürfnis gefangen sind. Jeder und jede hat ein Motiv – und alle haben ein Alibi. Erst als Lynley seinen Job, ja sogar sein Leben riskiert, scheint es, als hätten selbst Mörder ein Gewissen ...

Weitere Informationen zu Elizabeth George  
sowie zu lieferbaren Titeln der Autorin  
finden Sie am Ende des Buches.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »Playing for the Ashes« bei Bantam Books, Bantam Doubleday Publishing Group, New York.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

7. Auflage

Taschenbuchausgabe Ausgabe 2014

Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich Pflichtinformationen nach GPSR.)

Copyright © der Originalausgabe 1994 by Susan Elizabeth George

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1995

by Blanvalet Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München,

Umschlagmotiv: Adrian Muttitt / Trevillion Images

KN · Herstellung: ast

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48063-0

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

*Für Freddie Lachapelle,  
in Liebe*

Die Erde und der Sand brennen.  
Lege dein Gesicht auf den brennenden Sand  
und auf die Erde der Straße, da all diejenigen,  
die von der Liebe verwundet sind,  
den Abdruck auf ihrem Gesicht haben müssen,  
und die Narbe zu sehen sein muss.

*The Conference of the Birds*

Farid al-Din 'Attār

## Vorbemerkung

---

In England steht der Ausdruck »the ashes« für den Sieg im Vergleichskampf mit Australien.

Dieses Bild leitet sich aus der Cricket-Geschichte her:

Im August 1882 besiegte die australische Nationalmannschaft in einer Serie von Vergleichskämpfen die englische Nationalmannschaft. Es war das erste Mal, dass England auf heimischem Boden geschlagen worden war. Nach der Niederlage brachte die *Sporting Times* einen Nachruf, in dem sie meldete, der englische Cricket-Sport sei »am 29. August 1882 auf dem Spielfeld verschieden«. Dem Nachruf folgte eine Notiz, die besagte, »die Leiche wird eingäschert und die Asche nach Australien verbracht werden«.

Nach diesem Debakel brach das englische Team zu einer weiteren Serie von Spielen nach Australien auf. Es hieß, die Mannschaft unter Führung ihres Kapitäns Ivo Bligh sei ausgezogen, »die Asche zurückzuholen«. Nach der zweiten Niederlage des australischen Teams nahmen ein paar Frauen aus Melbourne einen der Barren (die Holzstäbe, die quer über drei senkrechten Pfosten liegen und so das Cricket-Tor bilden, das der Schlagmann verteidigt), verbrannten ihn und überreichten die Asche Bligh. Diese Asche befindet sich heute in *Lord's Cricket Ground* in London, dem Mekka des englischen Cricket-Sports.

Am Ende einer Spielserie zwischen England und Australien wechselt kein Pokal den Besitzer; aber immer wenn sich die beiden Nationalmannschaften zu den fünf Vergleichspartien treffen, die eine Serie bilden, spielen sie um die Asche.

## *Olivia*

---

Chris ist weg, um am Kanal ein Stück mit den Hunden zu laufen. Ich kann sie noch sehen, denn sie sind noch nicht bei der Brücke an der Warwick Avenue angelangt. Bean springt rechts neben ihm her und riskiert dabei ständig einen Sturz ins Wasser. Toast läuft links von ihm. Ungefähr alle zehn Schritte vergisst er, dass er nur drei Beine hat, und fällt fast auf die Schulter.

Chris hat gesagt, dass er nicht lange ausbleiben wird. Er weiß, wie mir zumute ist, während ich dies hier schreibe. Aber er liebt seine Spaziergänge, und wenn er erst einmal unterwegs ist, lassen Sonne und Wind ihn sein Versprechen vergessen. Er läuft bestimmt bis zum Zoo, und ich werde mich bemühen, nicht sauer darüber zu sein. Ich brauche Chris gerade jetzt mehr denn je, darum werde ich mich damit trösten, dass er es stets gut mit mir meint, und werde versuchen, das auch zu glauben.

Als ich im Zoo gearbeitet habe, sind die drei manchmal nachmittags gekommen und haben mich abgeholt. Dann haben wir im Imbisspavillon einen Kaffee getrunken und uns, wenn das Wetter schön war, draußen auf eine Bank gesetzt, von der aus wir die Fassade von Cumberland Terrace sehen konnten. Wir schauten uns die Statuen an, die auf dem Giebelfeld im Halbrund aufgereiht sind, und dachten uns Namen und Geschichten für sie aus. »Sir Bonzo von Bärbeiß« zum Beispiel, dem es in der Schlacht bei Waterloo den Hintern weggerissen hat. »Gräfin Tussi von Taugtnix« nannte ich eine andere, die sich wie die Einfalt vom Lande gebärdete und in Wirklichkeit ein weiblicher Pimpernell war. Oder »Markus Krankus« für einen Kerl in der Toga, der an den Iden des März seinen Mut verloren und sein

Frühstück von sich gegeben hat. Und dann lachten wir uns schief über unsere Albernheit und sahen den Hunden zu, die Vögeln und Touristen auflauerten.

Ich wette, Sie haben Schwierigkeiten, sich das vorzustellen – mich, Unsinn schwatzend neben Chris Faraday auf der Bank, das Kinn auf die hochgezogenen Knie gestützt, in der Hand einen Becher Kaffee. Und ich war nicht in Schwarz, wie heute, sondern ich hatte Khakihosen und ein olivgrünes Hemd an, die Uniform, die wir im Zoo immer trugen.

Damals glaubte ich zu wissen, wer ich bin. Ich war mit mir im Reinen. Äußerlichkeiten zählen nicht, hatte ich etwa zehn Jahre zuvor beschlossen, und wenn die Leute sich an meinem Stoppelhaar stoßen, bei Nasenringen das kalte Grausen bekommen und mit dem Anblick von Ohrsteckern, die wie mittelalterliche Waffen am Ohrläppchen aufgereiht sind, nicht umgehen können, dann zum Teufel mit ihnen. Sie sind unfähig, hinter die Fassade zu blicken, stimmt's? Sie wollen mich gar nicht sehen, wie ich wirklich bin.

Aber wer bin ich denn nun eigentlich? Was bin ich? Vor acht Tagen hätte ich es Ihnen noch sagen können; da habe ich's nämlich noch gewusst. Ich hatte mir aus Chris' Überzeugungen eine eigene Philosophie zusammengeklaut, und die vermengte ich mit dem, was ich in den zwei Jahren Studium von meinen Freunden aufgeschnappt hatte, und das alles verquirlte ich wiederum mit dem, was ich in den fünf Jahren gelernt hatte, als ich Morgen für Morgen mit einem Brummschädel und einem widerlichen Geschmack im Mund aus verschwitzten Bettlaken kroch, ohne auch nur die leiseste Erinnerung an die vergangene Nacht zu haben oder den Namen des Typen zu wissen, der neben mir schnarchte. Ich kannte die Frau, die das alles durchexerziert hatte. Sie war zornig. Sie war hart. Sie war unversöhnlich.

Das alles bin ich noch heute und mit gutem Grund. Aber ich bin noch mehr. Ich kann es nicht identifizieren, aber ich fühle es jedes Mal, wenn ich zu einer Zeitung greife, die Berichte lese und weiß, dass der Prozess wartet.

Anfangs habe ich mir eingeredet, ich hätte die Nase voll davon, mir täglich die Schlagzeilen reinzuziehen. Ich sei es leid, dauernd von dem verdammten Mord zu lesen und jedes Mal, wenn ich die *Daily Mail* oder den *Evening Standard* aufschlug, die Gesichter der Hauptakteure zu sehen. Ich bildete mir ein, ich könnte dem ganzen Mist entinnen, wenn ich nur ausschließlich die *Times* läse. Ich meinte, mich darauf verlassen zu können, dass die *Times* rein sachlich berichten und es ablehnen würde, sich im Klatsch zu suhlen. Aber sogar die *Times* hat jetzt die Story übernommen, und es gibt kein Entkommen mehr für mich. Mir einreden zu wollen, es sei doch scheißegal, bringt nichts. Weil es mir nun mal *nicht* scheißegal ist. Das weiß ich, und das weiß auch Chris, und das ist der eigentliche Grund, weshalb er mit den Hunden losgezogen ist und mir Zeit für mich gelassen hat. Er sagte: »Weißt du, ich glaube, wir bleiben heute Morgen ein bisschen länger aus, Livie«, als er seinen Trainingsanzug anzog. Dann nahm er mich auf seine asexuelle Art in die Arme – so halb von der Seite, praktisch ohne jeden Körperkontakt – und marschierte los.

Ich sitze mit einem gelben, linierten Schreibblock auf den Knien und einer Packung Marlboro in der Tasche auf dem Deck des Hausboots. Zu meinen Füßen steht eine Dose mit Bleistiften, die alle scharf gespitzt sind. Das hat Chris besorgt, ehe er gegangen ist.

Ich schaue über das Wasser hinweg nach Browning's Island, wo die Weiden ihre Zweige auf den kleinen Landesteg herabhängen lassen. Die Bäume sind endlich richtig grün, was heißt, dass es fast Sommer ist. Der Sommer war schon immer Zeit des Vergessens, da schmolzen die Probleme in der Sonne dahin. Darum sage ich mir, wenn ich nur noch ein paar Wochen durchhalte und auf den Sommer warte, wird dies alles vorübergehen. Ich werde mir nicht mehr darüber den Kopf zerbrechen müssen. Ich werde nicht handeln müssen. Ich sage mir einfach, es ist nicht mein Problem. Aber das stimmt nicht ganz, und ich weiß das.

Wenn ich es nicht länger umgehen kann, in die Zeitung zu sehen, fange ich mit den Bildern an. Am längsten sehe ich mir das von ihm an. Ich betrachte, wie er seinen Kopf hält, und ich weiß, dass er glaubt, sich an einen Ort fortgestohlen zu haben, an dem niemand ihn verletzen kann.

Ich verstehe das. Einmal glaubte ich selbst, ich sei endlich an diesem Ort angekommen. Aber die Wahrheit ist: Wenn man einmal beginnt, an einen Menschen zu glauben, wenn man sich einmal vom fundamentalen Guten in einem Menschen anrühren lässt – und das gibt es wirklich, dieses grundlegende Positive, mit dem manche Menschen gesegnet sind –, dann ist alles vorbei. Dann sind nicht nur die Mauern eingerissen, sondern der Panzer selbst ist durchlöchert. Und man blutet wie eine reife Frucht, deren Haut vom Messer durchtrennt wurde und deren Fleisch bloßliegt. Er weiß es noch nicht. Aber früher oder später wird er es erfahren.

Ich schreibe also wohl seinetwegen. Und weil ich mir mitten in diesem traurigen Trümmerfeld von Liebe und Menschenleben darüber im Klaren bin, dass ich es bin, die für alles die Verantwortung trägt.

Eigentlich beginnt die Geschichte mit meinem Vater und mit der Tatsache, dass ich seinen Tod verschuldet habe. Es war dies nicht mein erstes Verbrechen, wie Sie sehen werden, aber es war das Verbrechen, das meine Mutter mir nicht verzeihen konnte. Und weil sie es mir nicht verzeihen konnte, wurde unser Leben schwierig. Und andere Menschen wurden ebenfalls verletzt.

Über Mutter zu schreiben ist so eine Sache. Wahrscheinlich wird es aussehen, als wollte ich schmutzige Wäsche waschen und Rache nehmen. Aber ich nenne Ihnen gleich mal eine Eigenschaft meiner Mutter, von der Sie von Beginn an wissen müssen, wenn Sie das hier lesen wollen. Sie ist eine Geheimniskrämerin. Zwar würde sie, bekäme sie dazu Gelegenheit, zweifellos sehr taktvoll erklären, sie und ich hätten uns vor etwa zehn Jahren wegen meiner »unglückseligen Beziehung« zu einem nicht

mehr ganz jungen Musiker namens Richie Brewster entzweit, doch würde sie niemals alles erzählen. Sie würde Ihnen nicht verraten, dass ich die Geliebte eines verheirateten Mannes war, dass er mich schwängerte und dann abhaute, dass ich ihm verzieh, als er zurückkam, und mir von ihm eine Herpesinfektion anhängen ließ, dass ich am Ende in Earl's Court auf dem Strich landete und für fünfzehn Mäuse die Nummer im Auto schob, wenn ich gerade dringend Koks brauchte. Nein, das würde Mutter Ihnen niemals verraten. Sie würde die Fakten verschweigen und sich einreden, sie wolle mich schützen. Dabei war es in Wahrheit immer so, dass Mutter die Tatsachen unterschlug, um sich selbst zu schützen.

Wovor?, fragen Sie.

Vor der Wahrheit, antworte ich. Über ihr Leben. Über ihre Unerfülltheit. Und vor allem über ihre Ehe. Und genau das – jetzt mal abgesehen von meinem höchst unerfreulichen Verhalten – setzte meiner Meinung nach bei Mutter eine Entwicklung in Gang, die sie schließlich zu der Überzeugung verführte, sie besäße eine Art göttliches Recht, sich in die Angelegenheiten anderer einzumischen.

Würden aber andere das Leben meiner Mutter unter die Lupe nehmen, so würden die meisten von ihnen sie selbstverständlich nicht als eine Person sehen, die sich stets in alles einmischen musste, sondern vielmehr als eine Frau mit vorbildlichem sozialen Gewissen. Die entsprechenden Referenzen kann sie vorweisen: ehemals Lehrerin für englische Literatur an einer stinkenden Gesamtschule auf der Isle of Dogs; vormals ehrenamtliche Wochenendvorleserin bei Blinden; an Feiertagen stellvertretende Leiterin für Sport und Spiel bei geistig Behinderten und in den Ferien Spendensammlerin erster Güte zur Bekämpfung jedweder Seuche, die gerade Medienfavorit war. Oberflächlich betrachtet, könnte man sich Mutter als eine Frau vorstellen, die mit einem Fläschchen Vitaminpillen in der Hand dabei ist, die Leiter zur Heiligsprechung zu besteigen.

»Es gibt Dinge, die über unsere eigenen Belange hinausgehen«, sagte sie immer zu mir, wenn sie nicht gerade tief bekümmert klagte: »Willst du es mir heute wieder schwermachen, Olivia?«

Aber zu Mutters Wesen gehört mehr, als dass sie dreißig Jahre lang wie ein Dr. Barnardo des zwanzigsten Jahrhunderts kreuz und quer durch London sauste. Das Wozu darf man dabei nicht vergessen. Und da wären wir schon wieder beim Selbstschutz.

Da ich mit ihr unter einem Dach lebte, hatte ich Zeit genug zu versuchen, Mutters Leidenschaft für gute Werke zu verstehen. Allmählich erkannte ich, dass sie anderen diente, um sich selbst zu dienen. Solange sie sich im elenden Leben von Londons Armen und Geschlagenen geschäftig tummelte, brauchte sie nicht über ihr eigenes Leben nachzudenken. Und insbesondere brauchte sie nicht über meinen Vater nachzudenken.

Ich weiß schon, dass es bei den jungen Leuten von heute große Mode ist, die eheliche Beziehung ihrer Eltern während ihrer eigenen Kindheit kritisch zu untersuchen. Gibt es ein besseres Mittel, die Auswüchse, Mängel und Schwächen des eigenen Charakters zu entschuldigen? Aber gedulden Sie sich und folgen Sie mir bitte auf diesen kleinen Ausflug in die Geschichte meiner Familie. Er erklärt, warum Mutter die ist, die sie ist. Und Mutter ist der Mensch, den Sie begreifen müssen.

Niemals würde sie es zugeben, aber ich glaube, meine Mutter nahm meinen Vater nicht, weil sie ihn liebte, sondern weil er geeignet war. Er hatte zwar nicht im Krieg gedient, was etwas problematisch war, soweit es den Grad seiner gesellschaftlichen Annehmbarkeit anging. Aber trotz eines Herzrasselns, einer kaputten Kniescheibe und angeborener Taubheit auf dem rechten Ohr besaß Dad wenigstens den Anstand, von schlechtem Gewissen geplagt zu werden, dass der Kelch des Militärdiensts an ihm vorübergegangen war. Er kompensierte seine Schuldgefühle, indem er 1952 einer der Vereinigungen zum Wiederaufbau Londons beitrat. Dort begegnete er meiner Mutter. Sie nahm an, seine Mitgliedschaft wäre Zeichen eines sozialen Gewissens, das

dem ihren ebenbürtig war, und nicht eines dringenden Bedürfnisses zu vergessen, dass er und sein Vater in den Jahren von 1939 bis Kriegsende mit dem Druck von Propagandaschriften für die Regierung in ihrer Firma in Stepney ein Vermögen gemacht hatten.

Sie heirateten 1958. Selbst heute noch, da Dad schon so viele Jahre tot ist, denke ich manchmal darüber nach, wie wohl die ersten Ehemonate meiner Eltern sich gestalteten. Ich frage mich, wie lange Mutter brauchte, um zu erkennen, dass Dads Potential leidenschaftlichen Ausdrucks nicht viel mehr umfasste als Schweigen und ein gelegentliches humorvolles, liebes Lächeln. Ich pflegte sie mir vorzustellen, wenn sie zusammen im Bett waren: etwa nach dem Muster Tatsch, Grapsch, Schwitz, Stoß, Stöhn, Ächz, mit einem abschließenden »Sehr angenehm, meine Liebe« – für mich die Erklärung dafür, dass ich ihr einziges Kind war. Ich kam 1962 zur Welt, ein kleines Bündel Gutwilligkeit; die Frucht, da bin ich sicher, eines zweimal monatlich stattfindenden Beischlafs in der Missionarsstellung.

Zu Mutters Ehre muss gesagt werden, dass sie drei Jahre lang getreulich die Rolle der pflichtbewussten Ehefrau spielte. Sie hatte sich einen Ehemann geangelt und somit eines der Ziele, die den Nachkriegsfrauen gesetzt waren, erreicht; und sie bemühte sich, ihm eine gute Frau zu sein. Doch je besser sie diesen Gordon Whitelaw kennenlernte, desto klarer wurde ihr, dass er sich ihr unter Vorspiegelung falscher Tatsachen verkauft hatte. Er war nicht der leidenschaftliche Mann, den sie sich als Ehemann erhofft hatte. Er war kein Rebell. Er kämpfte nicht für irgendeine Sache. Er war im Grund seines Herzens nur ein Drucker aus Stepney, ein guter Mensch, aber einer, dessen Welt bestimmt war von Papiermühlen und Auflagenzahlen, von dem ständigen Bemühen, die Maschinen instand und in Betrieb zu halten und sich nicht von den Gewerkschaften ausbluten zu lassen. Er führte seine Geschäfte, kam nach Hause, las die Zeitung, nahm sein Abendessen ein, sah fern und ging zu Bett. Interessen hatte

er kaum. Zu sagen hatte er wenig. Er war solide, treu, zuverlässig und berechenbar. Kurz, er war langweilig.

Mutter sah sich also nach etwas um, das ihrem Leben Farbe verleihen würde. Sie hätte Ehebruch oder Alkohol wählen können, stattdessen entschied sie sich für gute Werke.

Niemals würde sie auch nur das Geringste von alledem zugeben. Zuzugeben, dass sie mehr vom Leben wollte als das, was Dad ihr bieten konnte, käme ja dem Eingeständnis gleich, dass ihre Hoffnungen in der Ehe nicht erfüllt worden waren. Selbst wenn man sie heute in Kensington besuchte und eine entsprechende Frage stellte, würde sie ihr Leben mit Gordon Whitelaw zweifellos als reine Seligkeit von Anfang bis Ende darstellen. Da es das aber nicht war, kümmerte Mutter sich um ihre sozialen Pflichten. Gute Taten ersetzten Mutter das persönliche Glück. Edles Bemühen ersetzte ihr körperliche Leidenschaft und Liebe.

Dafür hatte Mutter immer einen Trost, wenn sie niedergeschlagen war. Sie hatte das Gefühl, etwas geleistet zu haben, etwas wert zu sein. Sie empfing die aufrichtige und von Herzen kommende Dankbarkeit jener, um deren Bedürfnisse sie sich täglich sorgte. Lobpreisungen folgten ihr von Klassenzimmer zu Konferenzzimmer zu Krankenzimmer. Man drückte ihr die Hand. Man küsste ihre Wangen. Tausend verschiedene Menschen sagten ihr: »Gott segne Sie, Mrs. Whitelaw. Vergelt's Gott, Mrs. Whitelaw.« Sie schaffte es, sich abzulenken bis zu dem Tag, an dem Dad starb. Indem sie die Bedürfnisse der Gesellschaft allem anderen voranstellte, holte sie sich das, was sie selbst brauchte. Und am Ende, als mein Vater tot war, holte sie sich auch noch Kenneth Fleming.

Ja, ganz recht. Damals schon, vor all den Jahren. Den Kenneth Fleming.

Martin Snell wollte die Milch liefern, als er das Verbrechen entdeckte. In zwei der drei Dörfchen namens Springburn, nämlich Greater und Middle Springburn, hatte er seine Runde schon abgeschlossen und war nun auf dem Weg nach Lesser Springburn. In seinem blau-weißen Milchwagen tuckerte er vergnügt diese Strecke seiner täglichen Route entlang, die ihm die liebste war, nämlich die Water Street hinunter.

Die Water Street war eine schmale Landstraße, die die Dörfer Middle und Lesser Springburn von Greater Springburn, dem Marktstädtchen, trennte. Sie schlängelte sich zwischen gelbbraunen Mauern aus Kieselsandstein an Apfelmärgärten und Rapsfeldern vorüber. Beschattet von Eschen, Linden und Erlen, deren Laub sich endlich zu einem frühlinggrünen Baldachin zu entfalten begann, folgte sie in gemächlichem Auf und Ab den sanften Hügeln des Landes, das sie durchschnitt.

Es war ein prachtvoller Tag: weder Regen noch Wolken. Nur ein leichtes Lüftchen aus dem Osten, ein milchigblauer Himmel und Sonnenlicht, das sich funkelnd in dem ovalen Bilderrahmen brach, der an einer silbernen Kette vom Rückspiegel des Milchautos herabhing.

»Na, ist das ein Tag, Majestät?«, sagte Martin zu der Fotografie. »Ein herrlicher Morgen, finden Sie nicht? Da – haben Sie das gehört? Das war wieder der Kuckuck. Und das da – eine Lerche. Wunderschön, dieser Gesang, nicht? Das Lied des Frühlings.«

Es war seit Langem Martins Gewohnheit, sich mit der Fotografie der Queen zu unterhalten. Er fand das keineswegs merkwürdig. Sie war die Monarchin des Landes, und niemand, so

meinte er jedenfalls, war mehr geneigt, die Schönheit Englands zu schätzen, als die Frau, die auf seinem Thron saß.

Ihre täglichen Gespräche beschränkten sich keineswegs auf Betrachtungen von Flora und Fauna. Die Queen war Martins Herzensfreundin, Vertraute seiner geheimsten Gedanken. Was ihm an ihr gefiel, war, dass sie trotz ihres königlichen Geblüts eine freundliche Frau war. Im Gegensatz zu seiner Ehefrau, die vor ungefähr fünf Jahren durch Vermittlung eines bibelwütigen Maurers in unerbittlicher Gottesfürchtigkeit wiedergeboren worden war, fiel sie nicht betend auf die Knie, wenn er gerade ungeschickt versuchte, sich mitzuteilen. Im Gegensatz zu seinem Sohn, der, gleichermaßen mit Gedanken an Beischlaf und Pickel beschäftigt, zur abweisenden Verschlossenheit Siebzehnjähriger neigte, blockte sie Martins Gesprächsangebote niemals ab. Immer blickte sie ihn, leicht vorgeneigt, mit ermutigendem Lächeln an, während sie mit erhobener Hand aus der Kalesche winkte, in der sie auf ewig zu ihrer Krönung fuhr.

Natürlich sagte Martin der Queen nicht alles. Sie wusste von Lees hingebungsvollem Glauben an die Kirche der Wiedergeborenen und Erretteten. Er hatte ihr in aller Ausführlichkeit und mehr als einmal geschildert, wie ihm nun die Religion seinen einst gemütlichen Feierabend vermasselte. Sie wusste von Dan nys Job bei Tescos Supermarkt, wo der Junge dafür zu sorgen hatte, dass von den Erbsen bis zu den Linsen nichts in den Regalen fehlte, und auch von dem Mädchen aus dem Teeladen, in das der Junge sich vergafft hatte. In der letzten Woche hatte Martin, obwohl ihm dabei ganz heiß geworden war, mit der Queen sogar über seine verspäteten Bemühungen gesprochen, seinen Sohn aufzuklären. Wie hatte sie gelacht – und Martin hatte unwillkürlich mitlachen müssen –, als er ihr geschildert hatte, wie er die antiquarischen Bücher in Greater Springburn durchgesehen hatte, um irgendetwas über Fortpflanzung zu finden, und stattdessen auf eine Darstellung von Fröschen gestoßen war. Er hatte sie seinem Sohn zusammen mit einem Päckchen Kondome

geschenkt, das er seit ungefähr 1972 in seiner Kommode liegen gehabt hatte. Das war zur Einleitung eines Gesprächs ganz nützlich, hatte er gedacht. Die Frage: »Wozu die Frösche, Dad?«, würde unweigerlich zu einer Erörterung der, wie sein eigener Vater es genannt hatte, »ehelichen Umarmung« führen.

Nicht dass er und die Queen sich über die eheliche Umarmung als solche unterhalten hätten. Martin hatte viel zu viel Respekt vor der Queen, um je über eine Andeutung zu dem Thema hinauszugehen.

Doch seit vier Wochen versiegten ihre Gespräche stets auf dem Höhepunkt der Water Street, wo sich nach Osten die Hopfenfelder dehnten und auf der Westseite das grasbewachsene Land zu einer Quelle abfiel, an der Wasserkresse wuchs. Hier pflegte Martin nämlich seit Neuestem sein Milchauto auf dem schmalen Streifen am Straßenrand anzuhalten, um ein paar Minuten in schweigender Betrachtung zu verbringen.

An diesem Morgen hielt er es nicht anders. Er schaltete den Motor nicht aus. Er blickte nur auf das Hopfenfeld hinaus.

Die Stangen standen seit mehr als einem Monat, lange Reihen schlanker Kastanienstämme, sieben bis acht Meter hoch, von denen Drähte kreuz und quer zur Erde hinunterliefen. Die Drähte bildeten ein rautenförmiges Gitterwerk, an dem die Hopfenpflanzen sich in die Höhe ranken würden. Man hatte, wie Martin jetzt beim Blick über das Feld sah, die Pflänzchen endlich angebunden. Irgendwann gestern Vormittag waren die Arbeiter aufs Feld hinausgegangen und hatten die jungen Reben an den Drähten hochgewunden. Den Rest würden die Hopfenpflanzen in den kommenden Monaten selbst besorgen und, der Sonne entgegenstrebend, schon bald lange, schattig-grüne Tunnel bilden.

Martin stieß einen Seufzer tiefer Befriedigung aus. Von Tag zu Tag würde der Anblick schöner werden. Die Luft zwischen den Reihen heranwachsender Pflanzen würde kühl sein, und dort würde er Hand in Hand mit seiner Liebsten wandern. Im Früh-

ling – gestern also – hätte er ihr gezeigt, wie man die zarten Ranken an den Drähten befestigte. Sie hätte auf der feuchten Erde gekniet, den weichen blauen Rock um sich ausgebreitet wie vergossenes Wasser, ihr festes junges Gesäß auf die nackten Fersen gebettet. Mit der Arbeit nicht vertraut und dringend darauf angewiesen, Geld zu verdienen, um ihrer Mutter, der Witwe eines Fischers aus Whitestable, die acht hungrige Mäuler stopfen musste, unter die Arme zu greifen, würde sie sich verzweifelt mit den Ranken abmühen, nicht wagend, um Hilfe zu bitten, da sie fürchtete, damit ihre Unwissenheit zu verraten und das einzige Einkommen zu verlieren, das ihre hungernden Geschwister außer dem Geld hatten, das ihre Mutter mit Spitzenklöppeln mühsam verdiente und das ihr Vater rücksichtslos vertrank. Sie trüge eine weiße Bluse mit kurzen Puffärmeln und tiefem Halsausschnitt, und wenn er, der bärenhaft starke Vorarbeiter, sich hinunterbeugte, um ihr zu helfen, sähe er auf ihren Brüsten die winzigen Schweißtropfen, die nicht größer sind als Stecknadelköpfe, und das heftige Wogen ihres Busens, das ihm zeigt, wie sehr seine Nähe und seine Männlichkeit sie erregen. Er fasst ihre Hände und zeigt ihr, wie man die Hopfenranken um die Drähte windet, ohne die Triebe abzubrechen. Und unter seiner Berührung geht ihr Atem noch schneller, und ihr Busen wogt noch heftiger, und er spürt ihr Haar, das so weich und blond ist, an seiner Wange. Er sagt: So macht man das, Miss. Ihre Finger zittern. Sie kann ihm nicht in die Augen sehen. Noch nie hat ein Mann sie berührt. Sie möchte nicht, dass er geht. Sie möchte nicht, dass er aufhört. Von der Berührung seiner Hände wird ihr schwach und schwindlig. Und so fällt sie in Ohnmacht. Ja, sie fällt in Ohnmacht, und er trägt sie an den Rand des Feldes. Dort legt er sie zu Boden. Er hält Wasser an ihre Lippen, und ihre Lider öffnen sich flatternd. Sie sieht ihn an. Sie lächelt. Er hebt ihre Hand an seine Lippen. Er küsst –

Lautes Hupen ertönte hinter ihm. Martin wirbelte herum. Die Fahrerin eines großen roten Mercedes war offensichtlich nicht zu dem Versuch bereit, sich zwischen der Mauer auf der einen und

dem Milchauto auf der anderen Seite hindurchzuzwängen und eine Schramme an ihrem Kotflügel zu riskieren. Martin winkte und legte den Gang ein. Er warf der Queen einen verschämten Blick zu, um zu sehen, ob sie von den Phantasien wusste, die er sich in seinem Tagtraum gegönnt hatte. Aber sie zeigte keinerlei Missbilligung. Sie lächelte nur mit erhobener Hand, und ihre Tiara funkelte auf der ewigen Fahrt zur Westminsterabtei.

Er lenkte seinen Wagen bergab zum Celandine Cottage, einem Weberhaus aus dem fünfzehnten Jahrhundert, das dort, wo die Water Street nach Nordosten abschwenkte und ein Fußweg nach Lesser Springburn führte, hinter einer Natursteinmauer auf einer kleinen Anhöhe stand. Noch einmal sah er zur Queen hinauf, und obwohl ihr freundliches Gesicht ihm sagte, dass sie ihn nicht verurteilte, verspürte er das Bedürfnis, sich zu entschuldigen.

»Sie weiß nichts davon, Majestät«, sagte er zu seiner Monarchin. »Ich habe nie ein Wort gesagt. Ich habe mir nie etwas zuschulden kommen lassen ... Ich meine, das würde ich doch nie tun, oder? Das wissen Sie.«

Die Queen lächelte. Martin sah ihr an, dass sie ihm nicht ganz glaubte.

An der Einfahrt parkte er und fuhr dabei von der Straße herunter, sodass der Mercedes, der seinen Tagtraum gestört hatte, fast geräuschlos vorübergleiten konnte. Die Frau, die am Steuer saß, warf ihm einen finsternen Blick zu und machte mit zwei Fingern ein Zeichen. Londonerin, dachte er resigniert. Von dem Tag an, als sie den M 20 eröffnet hatten, damit die Londoner aufs Land ziehen und täglich bequem zur Arbeit in die Stadt fahren konnten, war es mit Kent rapide bergab gegangen.

Er hoffte nur, dass die Queen die obszöne Geste der Frau nicht gesehen hatte. Und auch die nicht, mit der er selbst geantwortet hatte, als der Mercedes um die Kurve war und in Richtung Maidstone davonbrauste.

Martin stellte den Rückspiegel so ein, dass er sich darin in Augenschein nehmen konnte. Er vergewisserte sich, dass seine

Wangen nicht stoppelig waren. Er strich sich mit federleichter Hand über sein Haar. Jeden Morgen, nachdem er einen Esslöffel »Vitalin für volles und gesundes Haar« auf seine Kopfhaut geträufelt und zehn Minuten lang einmassiert hatte, kämmte er es mit größter Sorgfalt und gab dann Spray darauf. Seit gut einem Monat bemühte er sich, mehr aus sich zu machen; seit jenem ersten Morgen nämlich, an dem Gabriella Patten zum Tor von Celandine Cottage gekommen war, um die Milch von ihm persönlich in Empfang zu nehmen.

Gabriella Patten. Allein bei dem Gedanken an sie musste er tief seufzen. Gabriella. In einem ebenholzschwarzen Morgenmantel aus Seide, die bei jedem ihrer Schritte leise wisperte. Die Kornblumenaugen vom Schlaf umwölkt, das weizenblonde Haar, das in der Sonne glänzte, noch wirr um den Kopf.

Als der Auftrag, Celandine Cottage wieder mit Milch zu beliefern, eingegangen war, hatte Martin diese Information in jenem Teil seines Gehirns gespeichert, der ihn auf Autopilot durch seine tägliche Runde steuerte. Er hatte gar nicht darüber nachgedacht, warum die reguläre Bestellung von zwei Literflaschen auf eine reduziert worden war. Er hielt ganz einfach eines Morgens an der Einfahrt an, kramte in seinem Lieferwagen nach der kühlen Glasflasche, wischte die Kondensflüssigkeit mit dem Tuch ab, das er immer auf dem Boden des Wagens liegen hatte, und trat durch das weiße Holztor, das das Haus von der Water Street trennte.

Er hatte die Flasche gerade in den Kasten am Ende der Einfahrt im Schatten einer Silbertanne gestellt, als er auf dem Gartenweg, der sich von der Einfahrt zur Küchentür wand, Schritte hörte. Er sah hoch, bereit, »Einen recht schönen guten Morgen« zu wünschen, aber die Worte blieben ihm im Hals stecken, als er Gabriella Patten erblickte – zum ersten Mal.

Gähmend und ein wenig stolpernd kam sie mit offen flatterndem Morgenmantel den unebenen Backsteinweg herab. Unter dem Morgenmantel war sie nackt.

Er wusste, er hätte sich abwenden sollen, aber der Anblick

von schwarzer Seide und heller Haut bannte ihn. Und was für eine Haut sie hatte, den Blütenblättern der »Granny's Nightcap«-Rose gleich, weiß wie Entendaunen, zartrosa gesäumt. Er starrte sie an und sagte: »Jesus!« Es war so sehr Danksagung wie Ausdruck der Überraschung.

Erschrocken zog sie hastig den Morgenmantel um sich. »Du meine Güte, ich hatte keine Ahnung ...« Sie legte drei Finger an ihre Lippen und lächelte. »Es tut mir wirklich leid, aber ich habe nicht damit gerechnet, jemanden zu treffen. Und schon gar nicht Sie. Ich dachte, die Milch käme immer bei Morgen grauen.«

Er war schon im Rückzug begriffen. »Nein. Nein«, sagte er. »Immer um diese Zeit. Hier kommt sie immer so gegen zehn.« Er hob die Hand an seine Schirmmütze, um sie tiefer ins Gesicht zu ziehen, das wie Feuer brannte. Aber er hatte die Mütze an diesem Morgen gar nicht aufgesetzt. Vom ersten April an trug er nie eine Mütze, ganz gleich, wie das Wetter war. Er konnte also nur wie ein Dorftrottel dastehen und an seinem Haar zupfen.

»Mir scheint, ich habe über das Landleben noch eine ganze Menge zu lernen, nicht wahr, Mr. -?«

»Martin«, sagte er. »Das heißt, Snell. Martin.«

»Aha. Mr. Martin Snell Martin.« Sie trat hinter dem Zaun hervor, der zwischen Einfahrt und Rasen verlief. Sie bückte sich – er senkte den Blick – und öffnete den Deckel des Milchkastens. »Oh, wunderbar. Vielen Dank.« Und als er sich ihr wieder zuwandte, hatte sie die Milchflasche herausgenommen und drückte sie im V-Ausschnitt ihres Morgenmantels zwischen die Brüste. »Kalt«, sagte sie.

»Aber es ist Sonne angesagt«, entgegnete er wacker. »Bis Mittag kommt sie sicher raus.«

Sie lächelte wieder, und ihre Augen schimmerten weich. »Ich meinte die Milch. Wie halten Sie sie so kühl?«

»Oh. Der Wagen. Ich habe ein paar Behälter, die extrastark isoliert sind.«

»Versprechen Sie mir, dass ich sie immer so bekomme?« Sie drehte die Flasche, sodass sie noch tiefer zwischen ihre Brüste glitt. »So kalt, meine ich.«

»Aber ja. Klar. Kalt«, stammelte er.

»Vielen Dank«, sagte sie. »Mr. Martin Snell Martin.«

Danach sah er sie für gewöhnlich mehrmals in der Woche, aber nie wieder bekam er sie in ihrem Morgenmantel zu Gesicht. Nicht, dass er eine Auffrischung seiner Erinnerung an diesen ersten Morgen nötig gehabt hätte.

Zufrieden mit seinem Aussehen, stellte Martin den Rückspiegel wieder richtig ein. Auch wenn sein Haar nicht voller war als vor Beginn der Behandlung, war es doch, seit er das Spray benutzte, längst nicht mehr so flusig. Er kramte hinten im Wagen nach der Flasche, die er stets am stärksten kühlte. Er wischte die Feuchtigkeit ab und polierte den Deckel aus Silberfolie an seiner Hemdbrust, bis er glänzte.

Dann trat er durch das Tor in die Einfahrt. Ihm fiel auf, dass es nicht abgeschlossen war, und er sagte dreimal leise: »Tor, Tor, Tor« vor sich hin, um sich einzuprägen, dass er sie darauf aufmerksam machen wollte. Man konnte das Tor zwar nicht abschließen, aber das war kein Grund, es Eindringlingen noch leichter zu machen, sie in ihrer Zurückgezogenheit zu stören.

Er hob den Deckel des Milchkastens hoch, um die Flasche für diesen Tag hineinzustellen, dann hielt er inne. Er runzelte die Stirn. Da stimmte etwas nicht.

Die Milch von gestern war nicht abgeholt worden. Die Flasche war warm, und die Feuchtigkeit, die sich auf dem Glas niedergeschlagen hatte und zum Boden der Flasche hinuntergeronnen war, war längst verdunstet.

Nun ja, dachte er zunächst, ein flatterhaftes Ding, unsere Miss Gabriella. Sie ist weggefahren, ohne wegen der Milch Bescheid zu geben. Er nahm die Flasche vom Vortag und klemmte sie unter den Arm. Er würde die Lieferungen einstellen, bis er wieder von ihr hörte.

Er war schon auf dem Rückweg zum Tor, da fiel es ihm wieder ein. Das Tor. Offen, dachte er und verspürte einen Anflug von Besorgnis.

Langsam ging er zum Milchkasten zurück. Vor dem Gartentörchen blieb er stehen. Ihre Zeitungen hatte sie auch nicht geholt, wie er jetzt sah. Die von gestern und die von heute – einmal die *Daily Mail* und einmal die *Times* – steckten noch in ihren Kästen. Und als er mit zusammengekniffenen Augen zur Haustür mit dem Briefkastenschlitz hinüberblickte, fiel ihm ein kleines weißes Dreieck auf, das sich vom verwitterten Eichenholz abhob, und er dachte: Die Post hat sie auch nicht geholt; sie muss weggefahren sein. Doch die Vorhänge an den Fenstern waren geöffnet, und das war nun weder vernünftig noch vorsichtig, wenn sie wirklich verreist war. Miss Gabriella schien zwar von Natur aus weder vernünftig noch vorsichtig zu sein, aber ganz sicher war sie gescheit genug, um das Haus nicht so demonstrativ leer stehen zu lassen. Oder etwa nicht?

Er war nicht sicher. Er blickte über seine Schulter zur Garage, einem Bau aus Holz und Backstein am Ende der Einfahrt. Am besten sehe ich da mal nach, sagte er sich. Er brauchte ja nicht hineinzugehen, er brauchte das Tor nicht einmal ganz aufzumachen. Er würde nur einen Blick hineinwerfen, um sich zu vergewissern, dass sie weggefahren war. Dann würde er die Milch mitnehmen, die Zeitungen in die Mülltonne werfen und sich wieder auf den Weg machen.

In der Garage war Platz für zwei Autos, und die Flügeltür war in der Mitte zu öffnen. Normalerweise war sie durch ein Vorhängeschloss gesichert, aber Martin sah sofort, dass nicht abgeschlossen war. Einer der Türflügel stand gut sieben bis acht Zentimeter offen. Mit angehaltenem Atem und einem schnellen Blick zum Haus hinüber zog er den Türflügel ein Stück weiter auf und schob seinen Kopf in den Spalt.

Er sah Chrom blitzen, als das Licht auf die Stoßstange des silbernen Aston Martin fiel, in dem er sie ein Dutzend Mal oder

öfter durch die Straßen hatte fahren sehen. Bei seinem Anblick überkam Martin ein seltsames Gefühl der Beklemmung.

Wenn der Wagen hier war und sie selbst auch, warum hatte sie dann die Milch nicht hereingeholt?

Vielleicht ist sie gestern den ganzen Tag über weg gewesen, schon vom frühen Morgen an, antwortete er sich selbst. Vielleicht ist sie erst spät nach Hause gekommen und hat die Milch ganz vergessen.

Aber was war mit den Zeitungen? Im Gegensatz zur Milch waren sie in ihren Kästen nicht zu übersehen. Sie hätte auf ihrem Weg ins Haus unmittelbar an ihnen vorübergehen müssen. Weshalb sollte sie sie nicht mit hineingenommen haben?

Weil sie in London eingekauft und die Arme voller Pakete gehabt hatte. Und später, nachdem sie ihre Pakete abgelegt hatte, hatte sie die Zeitungen einfach vergessen.

Und die Post? Die musste doch direkt an der Haustür gelegen haben. Warum hätte sie die liegen lassen sollen?

Weil es spät war, weil sie müde war und ins Bett wollte, weil sie außerdem das Haus gar nicht durch die vordere Tür betreten hatte. Sie war an der Hintertür hereingekommen, durch die Küche, und hatte die Post gar nicht gesehen. Dann war sie zu Bett gegangen.

Es kann nicht schaden, auf jeden Fall nach dem Rechten zu sehen, dachte Martin. Nein, es konnte ganz entschieden nicht schaden. Sie würde es sicher nicht übelnehmen. Das war nicht ihre Art. Sie würde gerührt sein, dass er an sie gedacht hatte, an eine Frau allein hier draußen auf dem Land, ohne einen Mann, der sich um ihr Wohl sorgte. Wahrscheinlich würde sie ihn hereinbitten.

Er straffte die Schultern, nahm die Zeitungen und stieß die Gartenpforte auf. Er ging den Weg hinauf. Die Sonne hatte diesen Teil des Gartens noch nicht erreicht. Tau glitzerte auf dem Rasen und den Backsteinen. Zu beiden Seiten der alten Haustür waren Lavendel und Mauerblümchen angepflanzt. Die Knos-

pen des einen verströmten einen scharfen Duft, die Blüten der anderen ließen unter dem Gewicht des Morgentaus nickend die Köpfe hängen.

Martin griff zum Klingelzug und hörte das Läuten im Haus. Er wartete auf den Klang ihrer Schritte oder ihrer Stimme, auf das Knirschen des Schlüssels im Schloss. Aber nichts geschah.

Vielleicht, dachte er, nimmt sie gerade ein Bad. Vielleicht ist sie in der Küche, wo sie, wiederum vielleicht, die Klingel nicht hören kann. Auf jeden Fall konnte es nicht schaden nachzusehen.

Er lief um das Haus herum, um an die Hintertür zu klopfen, und fragte sich, wie viele Leute es geschafft hatten, das Haus durch diese Tür zu betreten, ohne sich an ihrem Sturz, der höchstens einen Meter fünfzig hoch war, den Kopf anzuschlagen. Prompt kam ihm ein Gedanke ... Konnte es sein, dass sie es eilig gehabt, sich angestoßen und das Bewusstsein verloren hatte? Hinter der weißen Tür rührte sich nichts.

Rechts von der Tür war ein Flügelfenster, durch das man in die Küche hineinsehen konnte. Martin spähte durch das Glas. Aber abgesehen von einem kleinen Tisch mit Leinentischtuch, der Arbeitsplatte, dem Herd, der Spüle und der geschlossenen Tür zum Esszimmer konnte er nichts erkennen. Er musste sich ein anderes Fenster suchen. Am besten eines auf dieser Seite des Hauses; ihm war nämlich ziemlich unbehaglich bei seiner Spannertätigkeit. Keinesfalls wollte er dabei von der Straße aus gesehen werden.

Er musste durch ein Blumenbeet steigen, um zum Esszimmerfenster zu gelangen, und achtete darauf, die Veilchen nicht zu zertrampeln. Er zwängte sich an einem Fliederstrauch vorbei und erreichte das Fenster.

Seltsam, dachte er. Er konnte zwar die Umrisse der Vorhänge erkennen, die geöffnet waren wie die anderen, aber sonst nichts. Das Glas schien schmutzig zu sein, völlig verdreht sogar, was noch seltsamer war, da ja das Küchenfenster absolut sauber war und das Haus selbst weiß wie ein Lamm. Er rieb mit den Fin-

gern über das Glas. Das nun war am allerseltsamsten: Das Glas war gar nicht schmutzig. Jedenfalls nicht außen.

Er stieg wieder über das Blumenbeet und ging den Weg, den er gekommen war, zurück. Er versuchte, die Hintertür zu öffnen. Abgeschlossen. Er lief zur Vordertür. Ebenfalls verschlossen. Er schlich zur Südseite des Hauses, wo Glyzinien die nackten schwarzen Balken überwucherten. Er bog um die Ecke und folgte dem Plattenweg, der sich an der Westmauer des Hauses entlangzog. Ganz hinten fand er das andere Esszimmerfenster.

Dieses wiederum war nicht schmutzig, weder außen noch innen. Er legte die Hände auf den Sims, holte Atem und schaute hinein.

Auf den ersten Blick schien alles ganz normal. Der Esstisch mit der Platte aus Naturholz, die Stühle um ihn herum, der offene Kamin mit der eisenverkleideten Rückwand und den kupfernen Bettflaschen, die an der Backsteinumrandung hingen. In einem Geschirrschrank stand Porzellan, auf einem antiken Waschtisch sammelten sich Karaffen und Gläser. Auf der einen Seite des offenen Kamins stand ein schwerer Lehnstuhl und ihm gegenüber, auf der anderen Seite des Raums, am Fuß der Treppe, sein Pendant –

Martins Finger am Fenstersims verkrampften sich plötzlich. Er spürte, wie ein Holzsplitter sich in seine Handfläche bohrte, und griff dann hastig in seine Tasche, vergebens nach einem Gegenstand suchend, mit dem er den Fensterflügel hätte aufstemmen können. Die ganze Zeit über blieb sein Blick auf den Lehnstuhl geheftet.

Dieser stand schräg am Fuß der Treppe, und eine seiner Ecken stieß an die Wand unter dem Fenster, das so schmutzig war, dass man nicht hindurchsehen konnte. Jetzt erkannte Martin, dass das Fenster gar nicht im landläufigen Sinn dreieckig war. Nein, es war von Qualm schwarz gefärbt; von einem Qualm, der in einer finsternen, dichten Wolke von dem Lehnstuhl aufgestiegen war; von einem Qualm, der das Fenster, die Vorhänge, die Wand ge-

schwärzt hatte; von einem Qualm, der auch im Treppenhaus seine Spuren hinterlassen hatte, als er in Schwaden nach oben gezogen war, zum Schlafzimmer hinauf, in dem Miss Gabriella, die süße Gabriella ...

Martin lief über den Rasen, kletterte über die Mauer und rannte dann den Fußweg hinunter zur Quelle.

Es war kurz nach Mittag, als Inspector Isabelle Ardery das Celandine Cottage zum ersten Mal sah. Die Sonne stand hoch am Himmel und legte kleine Schattenteiche unter den Tannen, die die Einfahrt säumten. Diese war bereits mit gelbem Plastikband abgesperrt. Ein Polizeifahrzeug, ein roter Sierra, und ein blauweißer Milchwagen parkten hintereinander auf der schmalen Straße.

Sie stellte ihren Wagen hinter dem Milchauto ab und sah sich um, misstrauisch trotz ihrer anfänglichen Freude darüber, so bald zu einem neuen Fall gerufen zu werden. So wie das hier aussah, würde bei den Nachbarn nicht viel zu holen sein. Ein Stück weiter unten an der Straße lagen zwar mehrere Häuser, Fachwerkhäuser mit Schindeldächern wie das Haus, in dem es gebrannt hatte, aber alle waren von Grundstücken umgeben, die Ruhe und Ungestörtheit garantierten. Wenn sich also herausstellen sollte, dass das Feuer auf Brandstiftung zurückzuführen war – wie das die Worte »Brandursache ungewiss« unterstellten, die auf dem Zettel gestanden hatten, den Ardery vor einer knappen Stunde von ihrem Chief Constable erhalten hatte –, würde sich wahrscheinlich ergeben, dass keiner der Nachbarn etwas Verdächtiges bemerkt hatte.

Sie duckte sich unter der Absperrung hindurch und öffnete das Tor zur Einfahrt. Auf der anderen Seite einer Koppel, auf der eine braune Stute graste, lehnte eine Handvoll Gaffer an einem Holzzaun. Sie konnte das Gemurmel der Leute hören, als sie die Auffahrt hinaufging. Ja, ganz recht, sagte sie lautlos zu ihnen, als sie durch eine kleinere Pforte in den Garten trat, eine Frau, die ermittelt. So ist das am Ende dieses Jahrhunderts.

»Inspector Ardery?« Eine Frauenstimme. Isabelle drehte sich um. Die Frau stand auf dem Backsteinweg und war offenbar von hinten aus dem Garten gekommen. »Sergeant Coffman«, stellte sie sich freundlich vor. »CID Greater Springburn.«

Isabelle trat zu ihr und reichte ihr die Hand.

Coffman sagte: »Der Chef ist im Augenblick nicht hier. Er ist mit der Leiche nach Pembury ins Krankenhaus gefahren.«

Isabelle runzelte die Stirn über diese ungewöhnliche Vorgehensweise. Der Chief Superintendent von Greater Springburn war derjenige gewesen, der sie hierherzitiert hatte. Es kam einem Verstoß gegen die Polizei-Etikette gleich, dass er vor ihrer Ankunft verschwunden war.

»Ins Krankenhaus?«, fragte sie. »Haben Sie keinen Arzt, der die Leiche begleiten kann?«

Coffman verdrehte flüchtig die Augen zum Himmel. »Oh, der war natürlich auch hier und hat uns feierlich versichert, dass die Leiche tot sei. Aber nach der amtlichen Identifizierung des Opfers soll eine Pressekonferenz stattfinden, und der Chef liebt so was. Man braucht ihm nur ein Mikrofon in die Hand zu drücken, und er ist nicht mehr zu halten.«

»Wer ist dann überhaupt noch hier?«

»Zwei Constables, Neulinge, die hier ihre erste Gelegenheit bekommen, mal ins Geschäft reinzuriechen. Und der Mann, der die Bescherung entdeckt hat. Snell heißt er.«

»Was ist mit der Feuerwehr?«

»Die sind schon wieder weg. Snell hat vom Nachbarn aus angerufen. Von dem Haus drüben an der Quelle. Die sind dann sofort gekommen.«

»Und?«

Coffman lächelte. »Freuen Sie sich. Als sie reinstürmten, haben sie gleich gesehen, dass das Feuer schon seit Stunden erloschen war. Sie haben nichts angerührt, sondern lediglich bei uns angerufen und gewartet, bis wir kamen.«

Das wenigstens war ein Segen. Die Feuerwehr war bei den Er-

mittlungen nach einem Brandfall eines der größten Probleme. Diese Leute waren zur Erfüllung zweier Aufgaben ausgebildet: Leben zu retten und Feuer zu löschen. In Verfolgung dieser beiden Ziele pflegten sie Türen einzuschlagen, Zimmer zu überfluten, Decken einstürzen zu lassen und vernichteten dabei wertvolles Beweismaterial.

Isabelle ließ ihren Blick kurz über das Haus schweifen. »Gut. Ich seh mich zuerst mal hier draußen um.«

»Soll ich –«

»Allein bitte.«

Coffman erwiderte: »Natürlich. Bitte sehr«, und ging zum hinteren Teil des Hauses. An der Nordostecke des Gebäudes blieb sie stehen, drehte sich um und schob sich eine dunkelbraune Locke aus dem Gesicht. »Der Brandherd ist hier, in dieser Richtung, wenn Sie nachher so weit sind«, sagte sie. Sie wollte schon den Zeigefinger zum kollegialen Gruß an die Mütze legen, besann sich dann offensichtlich anders und verschwand um die Hausecke.

Isabelle trat vom gepflasterten Weg ins Gras und ging über den Rasen zur hinteren Ecke des Grundstücks. Von dort aus musterte sie zuerst das Haus, dann das Gelände, das es umgab.

Wenn hier tatsächlich Brandstiftung vorlag, würde es nicht leicht werden, außerhalb des Hauses Spuren zu finden. Es konnte Stunden beanspruchen, das Gelände abzusuchen, weil der Garten von Celandine Cottage der Traum eines jeden Hobbygärtners war: das Haus selbst an der Seite von Glyzinien überwachsen, die gerade zu blühen begannen; von Blumenbeeten umgeben, in denen vom Vergissmeinnicht bis zum Heidekraut, vom Weißen Veilchen bis zum Lavendel, vom Stiefmütterchen bis zur Tulpe so ziemlich alles wucherte, was man sich vorstellen konnte. Wo keine Blumenrabatten waren, polsterte weicher Rasen den Boden. Wo kein Rasen wuchs, standen blühende Büsche und Sträucher. Wo keine Büsche und Sträucher waren, ragten Bäume in die Höhe. Sie schirmten das Haus teilweise vor Blicken von

der Straße und vom Haus des nächsten Nachbarn ab. Wenn es hier Fuß- oder Reifenabdrücke gab, weggeworfene Werkzeuge, Brennstoffbehälter oder Streichholzheftchen, so würde es einige Mühe kosten, sie zu entdecken.

Sich von Osten nach Nordwesten bewegend, umrundete Isabelle aufmerksam das Haus. Sie suchte den Boden ab und nahm Dach und Türen in Augenschein. Am Ende ging sie nach hinten, zur offen stehenden Küchentür. Unter einer Pergola mit wildem Wein, der gerade die ersten Blättchen entfaltete, saß dort mit hängendem Kopf, die Hände zwischen den Knien zusammengepresst, ein Mann an einem Korbtisch. Ein Glas Wasser stand unberührt vor ihm.

»Mr. Snell?«

Der Mann hob den Kopf. »Sie haben sie mitgenommen«, sagte er. »Sie war ganz zugedeckt. Von Kopf bis Fuß. Eingepackt und verschnürt. Als hätten sie sie in einen Sack gesteckt. Das tut man doch nicht. Das gehört sich doch nicht. Da fehlt jede Pietät.«

Isabelle zog sich einen Stuhl heran und setzte sich zu ihm. Flüchtig verspürte sie eine Verpflichtung, ihn zu trösten, aber sich um Mitgefühl zu bemühen schien sinnlos. Tot war tot, ganz gleich, was man sagte oder tat. Nichts konnte für die Lebenden daran etwas ändern.

»Mr. Snell, waren die Türen abgesperrt oder unverschlossen, als Sie kamen?«

»Ich hab versucht reinzukommen, als sich nichts rührte. Aber es ging nicht. Da hab ich durch das Fenster geschaut.« Er drückte wieder seine Hände aneinander und holte zitternd Atem. »Sie hat doch nicht gelitten, nicht wahr? Ich hab gehört, wie einer von denen gesagt hat, die Leiche hätte überhaupt keine Verbrennungen, und deshalb hätten sie sofort erkennen können, wer es war. Ist sie an einer Rauchvergiftung gestorben?«

»Mit Sicherheit können wir erst etwas sagen, wenn eine Obduktion gemacht worden ist«, bemerkte Sergeant Coffman, die zur Tür gekommen war, mit professioneller Vorsicht.

Der Mann schien die Antwort zu akzeptieren. Er sagte: »Was ist mit den kleinen Katzen?«

»Katzen?«, fragte Isabelle.

»Miss Gabriellas Katzen, ja. Wo sind sie? Niemand hat sie rausgebracht.«

Coffman meinte: »Sie müssen aber irgendwo draußen sein. Im Haus haben wir sie nicht gesehen.«

»Sie hatte seit letzter Woche zwei kleine Kätzchen, hat sie drüben bei der Quelle gefunden. Da hatte sie jemand in einem Karton am Fußweg ausgesetzt. Sie hat sie mit nach Hause genommen und sich um sie gekümmert. Die haben in der Küche in ihrem Körbchen geschlafen und –« Snell wischte sich mit dem Handrücken über die Augen. »Ich muss mich um meine Lieferungen kümmern. Sonst wird mir die Milch noch schlecht.«

»Haben Sie seine Aussage?«, fragte Isabelle, als sie durch die niedrige Tür zu der Beamtin in die Küche trat.

»Ja. Aber ich dachte, Sie würden vielleicht mit ihm persönlich sprechen wollen. Soll ich ihn gehen lassen?«

»Wenn wir seine Adresse haben.«

»Gut. Ich kümmere mich darum. Da drüben sind wir fertig.« Coffman deutete auf eine Tür. Im Raum konnte Isabelle die Rundung eines Esstischs sehen und einen Teil eines großen offenen Kamins.

»Wer hat das Zimmer betreten?«

»Drei Männer von der Feuerwehr. Die Leute vom CID.«

»Wer genau?«

»Nur der Fotograf und der Pathologe. Ich hielt es für das Beste, alle anderen draußen warten zu lassen, bis Sie sich umgesehen haben.«

Sie führte Isabelle ins Esszimmer. Die zwei jungen Constables waren zu beiden Seiten des vom Feuer stark mitgenommenen Ohrensessels postiert, der schräg am Fuß der Treppe stand. Stumm und stirnrunzelnd blickten sie auf ihn hinab. Der eine ernst und bedächtig, der andere mit einem Gesicht, als fühlte er

sich durch den beißenden Geruch der verbrannten Polsterung beleidigt. Keiner konnte älter als dreiundzwanzig sein.

»Inspector Ardery«, stellte Coffman vor. »Maidstones Brandspezialistin. Gehen Sie beide bitte ein Stück zurück und machen Sie ihr Platz. Und versuchen Sie gleich mitzuschreiben, wenn Sie schon mal da sind.«

Isabelle nickte den beiden jungen Männern zu und richtete dann ihre Aufmerksamkeit auf den Sessel, wo sich das Feuer offensichtlich entwickelt hatte. Sie stellte ihre Tasche auf den Tisch, steckte das Maßband sowie Pinzette und Zange in ihre Jackentasche, nahm ihr Notizbuch zur Hand und fertigte zunächst einmal eine Skizze des Zimmers an, wobei sie sagte: »Es ist doch nichts verändert worden hier?«

»Überhaupt nichts«, versicherte Coffman. »Deswegen hab ich ja den Chef angerufen, nachdem ich mir das hier angesehen hatte. Wegen des Lehnstuhls an der Treppe. Schauen Sie. Der steht doch irgendwie nicht richtig.«

Isabelle stimmte Sergeant Coffman nicht so ohne Weiteres zu. Sie wusste, dass die andere auf eine logische Frage hinauswollte: Wieso steht der Sessel in einem solchen Winkel am Fuß der Treppe? Man musste um ihn herumgehen, um in die erste Etage hinaufsteigen zu können. Sein Standort legte nahe, dass man ihn von anderer, gewohnter Stelle dorthin geschoben hatte.

Andererseits jedoch war der Raum voll mit weiteren Möbelstücken, von denen kein einziges Brandmale aufwies, die aber alle durch den Qualm verfärbt oder mit Ruß bedeckt waren. Neben dem Esstisch und den vier dazugehörigen Stühlen standen rechts und links vom offenen Kamin ein altmodischer, geschnitzter Stuhl und ein zweiter Ohrensessel. An einer Wand fand sich ein Geschirrschrank, an einer anderen ein Tisch mit Karaffen, an einer dritten eine Kommode, auf der Porzellangegegenstände zur Dekoration angeordnet waren. Und an allen Wänden hingen Gemälde und Drucke. Die Wände waren offensichtlich weiß ge-

wesen. Eine war jetzt schwarz verrußt; die anderen wiesen variierende Grautöne auf. Ebenso wie die Spitzenvorhänge, die, schlaff und rußverkrustet, an ihren Stangen hingen.

»Haben Sie den Teppich untersucht?«, fragte Isabelle Sergeant Coffman. »Wenn der Sessel vorher anderswo gestanden hat, müssten wir irgendwo die Abdrücke der Beine finden. Vielleicht in einem anderen Raum?«

»Eben«, erwiderte Coffman. »Schauen Sie sich das hier an.«

Isabelle sagte: »Einen Moment noch« und stellte ihre Skizze fertig, indem sie in schraffierten Linien die Positionen der Verwüßungen an der Wand eintrug. Danach strichelte sie einen Grundriss und bezeichnete die verschiedenen Komponenten – Möbel, offener Kamin, Fenster, Türen, Treppe. Und erst dann trat sie zu dem Brandherd. Hier fertigte sie eine dritte Skizze des Sessels selbst an, wobei sie insbesondere das charakteristische Brandbild vermerkte. Ganz normal.

Ein Feuer, das sich an einer begrenzten Fläche entzündete, wie dieses hier, pflegte sich in Form eines Keils auszubreiten, mit dem Brandherd an der Spitze des Keils. Dieses Feuer hatte sich nicht anders verhalten. Auf der rechten Seite des Sessels, die mit der Treppe einen Winkel von fünfundvierzig Grad bildete, waren die Versengungen am stärksten. Das Feuer hatte zuerst geschwelt – wahrscheinlich mehrere Stunden lang –, sich durch Polsterung und Füllstoff hindurchgefressen und war dann nach oben, zum Sesselrahmen auf der rechten Seite, vorgedrungen, ehe es erloschen war. Und auf dieser rechten Seite breitete sich der Brandschaden vom Herd her in zwei Winkeln nach oben aus, der eine stumpf, der andere spitz, sodass sich etwa eine Keilformation ergab. Bei Isabelles erster, oberflächlicher Untersuchung wies nichts an dem Möbelstück auf Brandstiftung hin.

»Das sieht nach einer glimmenden Zigarette aus, wenn Sie mich fragen«, bemerkte einer der beiden jungen Constables. Er wirkte genervt. Es war nach Mittag. Er war hungrig. Isabelle sah den Blick aus schmalen Augen, den Sergeant Coffman dem jun-

gen Mann zuwarf. Sie sagte klar und deutlich: »Aber es *hat* Sie niemand danach gefragt, stimmt's, Sonnenschein?«

Er korrigierte hastig seinen Fehler und sagte: »Eines verstehe ich nicht – wieso ist nicht das ganze Haus abgebrannt?«

»Waren die Fenster alle geschlossen?«, wandte sich Isabelle an Sergeant Coffman.

»Ja.«

Über die Schulter hinweg erklärte Isabelle dem Constable: »Das Feuer in dem Sessel hat allen Sauerstoff aufgezehrt, der im Haus war. Danach ist es ausgegangen.«

Sergeant Coffman kniete neben dem verkohlten Sessel nieder, und Isabelle gesellte sich zu ihr. Der Spannteppich war einfarbig – beige. Unter dem Sessel war er mit einer dichten Rußschicht bedeckt. Coffman wies auf drei schwache Abdrücke, jeder etwa sieben Zentimeter von je einem Stuhlbein entfernt. Sie sagte: »Das habe ich vorhin gemeint.«

Isabelle holte eine Bürste aus ihrer Tasche. »Möglich, ja«, gab sie zu und fegte behutsam den Ruß aus der nächstliegenden kleinen Mulde und dann aus einer zweiten. Als sie die Abdrücke im Teppich alle gesäubert hatte, sah sie, dass diese ein regelmäßiges Bild ergaben: die genaue ursprüngliche Position, in der der Sessel früher gestanden hatte.

»Sehen Sie. Er ist verstellt worden. Auf einem Bein gedreht.«

Isabelle hockte sich auf ihre Fersen und studierte die Position des Sessels im Verhältnis zum Raum. »Es könnte jemand dagegen gestoßen sein.«

»Aber glauben Sie denn nicht –«

»Wir brauchen mehr.«

Sie trat näher an den Sessel heran und untersuchte die Stelle, an der das Feuer sich entzündet hatte, eine verkohlte Wunde, die versengtes Füllmaterial ausblutete. Wie das bei Schwelfeuern der Fall zu sein pflegte, hatte der Sessel langsam gebrannt. Eine stetige Wolke giftigen Qualms war in die Höhe gestiegen, während ein glühendes Teilchen sich durch den Sesselbezug zur Füllung

darunter durchgefressen hatte. Aber, und auch das war typisch für das Schwelfeuer, der Sessel war nur teilweise zerstört, weil aller vorhandener Sauerstoff bereits aufgezehrt war, als die ersten Flammen aufloderten, und das Feuer daher sogleich wieder erlosch.

So war es Isabelle möglich, die verkohlte Wunde zu sondieren, indem sie vorsichtig den verbrannten Stoff zur Seite schob und dem Weg der Glut folgte, der auf der rechten Seite des Sessels in die Tiefe führte. Es war ein mühseliges Unterfangen, eine schweigend durchgeführte, konzentrierte Untersuchung jedes einzelnen Zentimeters beim Licht einer Taschenlampe, die Coffman ruhig über Isabelles Schulter hielt. Mehr als eine Viertelstunde verging, ehe Isabelle fand, was sie suchte.

Mit der Pinzette zog sie ihren Fund heraus und musterte ihn mit Genugtuung, ehe sie ihn in die Höhe hielt.

»Doch eine Zigarette.« Coffman war sichtlich enttäuscht.

»Nein.« Im Gegensatz zu Coffman war Isabelle höchst zufrieden. »Es war eindeutig Brandstiftung.« Sie sah die beiden Constables an, die bei ihren Worten wach zu werden schienen. »Draußen muss alles abgesucht werden«, sagte sie. »Gehen Sie spiralförmig vom Haus aus ans Ende des Grundstücks. Achten Sie auf Fuß- und Reifenabdrücke, Streichholzheftchen, Werkzeug, Behälter jeglicher Art, auf alles eben, was ungewöhnlich erscheint. Markieren Sie zuerst den Fundort. Dann fotografieren Sie und nehmen das Objekt mit. Verstanden?«

»Ja, Madam«, antwortete der eine; »in Ordnung«, der andere. Sie trabten zur Küche und von dort aus hinaus.

Coffman sah stirnrunzelnd auf den Zigarettenstummel, den Isabelle noch immer in der Hand hielt. »Das verstehe ich nicht«, sagte sie.

Isabelle wies sie auf das regelmäßig verformte Papier der Zigarette hin.

»Und?«, fragte Coffman. »Für mich sieht es trotzdem wie eine Zigarette aus.«

»Das war auch beabsichtigt. Kommen Sie näher mit dem Licht. Bleiben Sie möglichst vom Sessel weg. Gut. Genau da.«

»Sie meinen, es ist gar keine Zigarette?«, fragte Coffman, während Isabelle weitersuchte. »Es ist keine richtige Zigarette?«

»Es ist eine, und doch ist es keine.«

»Versteh ich nicht.«

»Genau darauf spekulierte der Brandstifter.«

»Aber –«

»Wenn ich mich nicht irre – und wir werden schon in ein paar Minuten Gewissheit haben, weil der Sessel es uns verraten wird –, haben wir es hier mit einem primitiven Zeitzünder zu tun. Er lässt dem Brandstifter vier bis sieben Minuten Zeit zu verschwinden, ehe das Feuer ausbricht.«

Coffman gestikulierte mit der Taschenlampe, als sie zum Sprechen ansetzte, besann sich, sagte: »Entschuldigung« und hielt die Lampe wieder still. »Wenn das zutrifft«, sagte sie, »wieso ist dann nicht der ganze Sessel in Flammen aufgegangen, als das Feuer tatsächlich ausbrach? Wäre das nicht das Ziel des Brandstifters gewesen? Ich weiß, die Fenster waren geschlossen, aber das Feuer hatte doch Zeit genug, sich vom Sessel zu den Vorhängen auszubreiten und dann die Wand hinauf, ehe der Sauerstoff ausging. Wieso ist das nicht geschehen? Wieso sind die Scheiben nicht von der Hitze zersprungen, sodass frische Luft ins Zimmer eindringen konnte? Wieso ist nicht das ganze verdamnte Haus in Flammen aufgegangen?«

Isabelle fuhr in ihrem vorsichtigen Sondieren fort. Es war etwa so, als nähme sie Bezug und Füllmaterial des Sessels Fädchen um Fädchen auseinander. »Sie sprechen von der Geschwindigkeit, mit der ein Feuer sich ausbreitet«, sagte sie. »Diese Geschwindigkeit hängt aber von allen möglichen Faktoren ab – von Bezugstoff und Füllung des Sessels, von der Stärke der Zugluft im Raum; von der Webart des Stoffes; vom Alter des Füllmaterials, von seiner chemischen Behandlung, wenn es behandelt worden ist.« Sie befiengerte eine Kante des versengten Stoffs. »Um diese

Fragen beantworten zu können, müssen wir erst Tests machen. Aber eines steht für mich fest.«

»Brandstiftung?«, fragte Coffman. »Die nach Zufall aussehen soll?«

»Ja, eindeutig.«

Coffman sah zur Treppe, die hinter dem Sessel ins obere Stockwerk führte. »Na, das kann ja heiter werden.« Ihr Ton kündete von Unbehagen.

»Tja, das ist bei Brandstiftung meistens so.« Isabelle zog aus den Tiefen des Sessels den ersten Holzspan und legte ihn mit einem befriedigten Lächeln in einen Behälter. »Ausgezeichnet«, murmelte sie. »Welch erfreulicher Anblick.« Sie war sicher, dass in den verkohlten Gedärmen noch mindestens fünf weitere solche Holzspäne vergraben waren. Von neuem begann sie zu tasten, zu trennen, zu suchen. »Wer ist sie übrigens?«

»Wer?«

»Das Opfer. Die Frau mit den Katzen.«

»Das ist es ja«, antwortete Coffman. »Darum ist der Chef mit nach Pembury gefahren. Deswegen findet wohl später auch eine Pressekonferenz statt. Und daher hab ich gesagt, das kann heiter werden.«

»Wie meinen Sie das?«

»Hier wohnt eine Frau, verstehen Sie?«

»Ja. Ist sie ein Filmstar oder so was? Eine Prominente?«

»Nein, das ist sie nicht. Sie ist überhaupt keine Sie.«

Isabelle hob den Kopf. »Jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

»Snell weiß es nicht. Niemand außer uns weiß Bescheid.«

»Worüber?«

»Dass die Leiche da oben ein Mann war.«

Als die Polizei am Markt von Billingsgate aufkreuzte, war es später Nachmittag, und von Rechts wegen hätte Jeannie überhaupt nicht da sein dürfen, weil der Londoner Fischmarkt um diese Zeit so leer und verlassen war wie ein Untergrundbahnhof morgens um drei. Aber sie *war* da, weil sie auf einen Monteur wartete, der den Herd von *Crissys Café* reparieren sollte. Der hatte ausgerechnet im dümmsten Moment seinen Geist aufgegeben, mitten in der Hauptgeschäftszeit gegen halb zehn, wenn die Fischhändler ihre Geschäfte mit den Einkäufern der Nobelrestaurants abgeschlossen hatten und der Arbeitstrupp mit der Säuberung des riesigen Parkplatzes von Styroporbehältern und Fischabfällen fertig war.

Die Mädels – alle wurden sie bei *Crissys* so genannt, ohne Rücksicht darauf, dass die älteste der Frauen achtundfünfzig war und die jüngste, Jeannie, zweiunddreißig – hatten es geschafft, den Herd mit gutem Zureden so weit zu bringen, dass er den Rest des Morgens wenigstens mit halber Kraft funktionierte, so dass sie weiterhin knusprig gebratenen Schinkenspeck, Eier, Blutwurst, Käsetoast und andere Gerichte auftischen konnten, als wäre alles in bester Ordnung. Wenn sie aber eine Meuterei unter ihren Gästen vermeiden wollten – ja, schlimmer noch: wenn sie ihre Gäste nicht ans *Catons* verlieren wollten –, dann musste der Herd des kleinen Cafés schleunigst repariert werden.

Die Mädels losten aus, wer bleiben und auf den Techniker warten musste, und sie taten es auf die gleiche Weise, wie sie es in den fünfzehn Jahren, die Jeannie mit ihnen zusammenarbeitete, immer getan hatten. Sie zündeten gleichzeitig Streichhöl-

zer an und ließen sie herunterbrennen. Wer das seine zuerst fallen ließ, hatte verloren.

Jeannie schaffte es so gut wie alle anderen, das Hölzchen zu halten, bis die Flamme an ihren Fingern leckte, aber heute wollte sie verlieren. Gewann sie, würde sie nach Hause gehen müssen. Wenn sie aber blieb, und weiß der Himmel, wie lange der Techniker auf sich warten lassen würde, dann konnte sie das Nachdenken über Jimmy noch ein Weilchen vor sich herschieben. Alle Leute, von ihren nächsten Nachbarn bis zu den Schulbehörden, betonten, wenn sie über ihren Sohn sprachen, das Wort »Jugendlicher« auf eine Art und Weise, die Jeannie gar nicht gefiel. Sie sagten es so, als meinten sie »Penner« oder »kleiner Mistkerl« oder »Gauner«, was alles gar nicht zutraf. Aber das konnten sie natürlich nicht wissen, denn sie sahen ja nur die Fassade des Jungen und überlegten nicht mal einen Moment lang, was vielleicht dahintersteckte.

Sie sahen nicht, dass Jimmy litt. Er litt seit vier Jahren, so schrecklich wie sie.

Jeannie saß an einem der Fenstertische bei einer Tasse Tee, als sie endlich eine Autotür knallen hörte. Sie dachte, das sei nun endlich der Techniker. Sie sah zur Wanduhr hinauf. Es war nach drei. Dann stieß sie ihren Stuhl zurück und stand auf. Und da sah sie, dass es ein Polizeiwagen war, der draußen stand, mit einer Frau und einem Mann darin. Und gerade weil eine Frau dabei war, weil diese Frau sehr ernst aussah und mit prüfendem Blick den weitläufigen Backsteinbau musterte, während sie die Schultern straffte und den Kragen an ihrer Bluse geradezog, überkam Jeannie Angst.

Automatisch schaute sie ein zweites Mal auf die Uhr und dachte an Jimmy. Sie sandte ein Stoßgebet zum Himmel, dass ihr Ältester trotz seiner Enttäuschung über den verpfuschten sechzehnten Geburtstag zur Schule gegangen sein mochte. Wenn er das nicht getan hatte, wenn er wieder geschwänzt hatte und irgendwo aufgelesen worden war, wo er nichts zu suchen

hatte, wenn diese Frau und dieser Mann – warum waren sie überhaupt zu zweit? – gekommen waren, um seine Mutter von neuen Dummheiten zu unterrichten ... Es war undenkbar, was alles geschehen sein konnte, seit Jeannie an diesem Morgen um zehn vor vier das Haus verlassen hatte.

Sie ging zur Arbeitsfläche und kramte eine Packung Zigaretten aus dem Versteck, das eines der »Mädels« dort angelegt hatte. Sie zündete sich eine an, fühlte das Brennen des Rauchs in Hals und Lunge, spürte augenblicklich den leichten Schwindel in ihrem Kopf.

Sie empfing den Mann und die Frau an der Tür zum Café. Die Frau war genauso groß wie sie selbst und hatte zarte, glatte Haut, die sich um die Augen kräuselte, und eine Haarfarbe, die man weder als blond noch als brünett bezeichnen konnte. Sie stellte sich vor und zeigte Jeannie ihren Dienstaussweis. Coffman, sagte die Frau. Sergeant. Agnes, fügte sie dann noch hinzu, als könnte die Tatsache, dass sie auch einen Vornamen hatte, ihrer Anwesenheit den Stachel nehmen. Sie sagte, sie sei vom CID Greater Springburn, und stellte dann den jungen Mann vor, einen Constable Dick Payne oder Nick Dane oder so ähnlich. Jeannie nahm den Namen nicht auf, weil sie nicht mehr richtig hinhören konnte, nachdem die Frau »Greater Springburn« gesagt hatte.

»Sie sind Jean Fleming?«, fragte Sergeant Coffman.

»War«, entgegnete Jeannie. »Elf Jahre lang war ich Jean Fleming. Jetzt heiÙe ich Cooper. Jean Cooper. Warum? Wen interessiert das?«

Sergeant Coffman drückte einen Fingerknöchel auf die Stelle zwischen ihren Augenbrauen, als helfe ihr das beim Denken. Sie erwiderte: »Man hat mir gesagt – Sie sind doch die Frau von Kenneth Fleming?«

»Die Scheidung ist noch nicht rechtskräftig, wenn Sie das meinen. Wir sind also, rechtlich gesehen, noch verheiratet«, antwortete Jeannie. »Aber wenn man mit einem Mann verheiratet ist, heißt das nicht unbedingt, dass man auch seine Frau ist.«

»Nein, vielleicht nicht.« Aber wie Sergeant Coffman das sagte und wie sie Jeannie dabei ansah, das veranlasste Jeannie, tief von ihrer Zigarette zu inhalieren. »Mrs. Fleming ... Miss Cooper ... Mrs. Cooper ...«, fuhr Sergeant Coffman fort.

Der junge Constable an ihrer Seite senkte den Kopf.

Da wusste es Jeannie. Die Botschaft war in dieser Aneinanderreihung von Namen enthalten. Die Frau brauchte es gar nicht mehr auszusprechen. Jeannie wusste es auch so. Kenny war tot. Irgendwo auf einer Schnellstraße verunglückt oder im Untergrundbahnhof Kensington High Street von einem Messer getroffen, oder fünfzig Meter weit von einem Zebrastreifen weggeschleudert oder von einem Bus mitgeschleift oder ... War es wichtig? Ganz gleich, wie es geschehen war, es war endlich vorbei. Nie wieder konnte er nun zurückkommen und sich am Küchentisch ihr gegenübersetzen und reden und lächeln. Nie wieder konnte er in ihr den Wunsch wecken, den Arm über den Tisch zu strecken und die rotblonden Härchen auf seinem Handrücken zu berühren.

Mehr als einmal hatte sie in den vergangenen vier Jahren gemeint, dass sie froh sein würde, wenn dieser Moment einträte. Sie hatte gedacht, wenn doch nur irgendetwas ihn vom Antlitz der Erde fegen und mich davon erlösen könnte, diesen gemeinen Kerl selbst jetzt noch zu lieben, wo er gegangen ist und alle Welt weiß, dass ich ihm nicht gut genug war, dass wir nicht gut genug waren, dass wir nicht die richtige Familie für ihn waren ... Ich habe mir gewünscht, er möge sterben, tausendmal, ich habe mir gewünscht, er möge tot sein, ich habe mir gewünscht, dass er in Stücke zerrissen wird, dass er leidet.

Sie fand es merkwürdig, dass sie nicht einmal zitterte. Sie sagte: »Ist Kenny tot, Sergeant?«

»Wir brauchen eine amtliche Identifizierung. Sie müssen sich den Toten ansehen. Es tut mir sehr leid.«

Am liebsten hätte sie gesagt: Warum bitten Sie nicht sie darum? Sie war doch so scharf auf ihn, als er noch gelebt hat.

Stattdessen erwiderte sie: »Entschuldigen Sie mich einen Moment, ich muss erst noch telefonieren.«

Sergeant Coffman sagte, sie solle sich ruhig Zeit lassen, und zog sich dann mit dem Constable in die andere Hälfte des Cafés zurück, wo sie beide zum Fenster hinaussahen, auf den Hafen mit den pyramidengekrönten Glastürmen der Canary Wharf, auch so ein leeres Versprechen von Arbeitsplätzen und Stadt-sanierung, das die Mächtigen aus der City den kleinen Leuten im Lower East mit schöner Regelmäßigkeit hinwarfen.

Jeannie rief ihre Eltern an. Sie hoffte, ihre Mutter zu erreichen, doch es meldete sich Derrick. Sie bemühte sich, ihre Stimme zu beherrschen und nichts zu verraten. Ihre Mutter wäre auf ihre Bitte hin einfach gekommen und bei den Kindern geblieben, ohne Fragen zu stellen. Aber bei Derrick musste Jeannie vorsichtig sein. Ihr Bruder wollte immer alles ganz genau wissen.

Darum log sie einfach, erklärte Derrick, der Techniker, auf den sie im Café warten musste, würde erst spät kommen; ob er inzwischen rüberfahren und nach den Kindern sehen könnte? Dafür sorgen, dass sie ihr Abendessen bekamen; dass Jimmy möglichst heute Abend nicht abhaute; dass Stan sich die Zähne wirklich gründlich putzte; dass Sharon ihre Hausaufgaben ordentlich machte?

Die Bitte kam Derricks Bedürfnis entgegen, sich für die zwei Familien, die er durch Scheidung verloren hatte, einen Ersatz zu schaffen. Wenn er zu Jeannie hinüberfuhr, bedeutete das zwar, dass er sein allabendliches Krafttraining versäumen würde, aber dafür winkte die Chance, Vater zu spielen, und zwar ohne die dazugehörige lebenslange Verantwortung übernehmen zu müssen.

Jeannie wandte sich den beiden Polizeibeamten zu, sagte: »Also, ich bin so weit«, und folgte ihnen zum Wagen hinaus.

Sie brauchten eine Ewigkeit für die Fahrt, weil die Beamten aus irgendeinem Grund, der Jeannie verborgen blieb, weder die Sirene noch das Blaulicht einsetzten. Die *rush hour* hatte begonnen. Sie überquerten den Fluss und krochen durch die Vororte,

eine endlose Ansammlung von Nachkriegshäusern aus rußigem Backstein. Als sie endlich die Autobahn erreichten, kamen sie etwas schneller vorwärts.

Sie verließen die Autobahn, als die ersten Hinweisschilder nach Tonbridge erschienen. Sie schlängelten sich durch zwei Dörfer hindurch, fuhren zwischen hohen Hecken über Land und erreichten endlich Pembury. Am Hintereingang eines Krankenhauses hielten sie an. Hinter einer provisorischen Barrikade aus Mülltonnen begann ein halbes Dutzend Fotografen Bilder zu schießen, sobald der Constable Jeannie die Tür öffnete.

Jeannie zögerte, ihre Handtasche an sich gedrückt. »Können Sie diese Leute nicht ...?«

»Tut mir leid«, antwortete Sergeant Coffman. »Wir halten sie schon seit Mittag hin.«

»Aber woher wissen sie es denn überhaupt? Haben Sie es ihnen gesagt?«

»Nein.«

»Ja, aber wie ...?«

Sergeant Coffman ging zu Jeannies Tür. »Einer schaut, was die Streife so macht. Ein anderer hört den Polizeifunk ab. Wieder ein anderer – meistens auf dem Revier, so ungern ich das sage – hat ein loses Mundwerk. Die Journalisten zählen zwei und zwei zusammen. Aber mit Sicherheit wissen sie bis jetzt gar nichts. Und Sie brauchen ihnen nichts zu sagen. In Ordnung?«

Jeannie nickte.

»Gut. Kommen Sie. Schnell jetzt.«

Jeannie strich sich mit einer Hand über ihren Kittel und fühlte den groben Stoff an ihrer Handfläche. Sie stieg aus dem Wagen. Zurufe schallten ihr entgegen: »Mrs. Fleming! Können Sie uns sagen ...« Und Kameras surrten. Flankiert von dem jungen Constable und von Sergeant Coffman, eilte sie durch die Glastür, die sich vor ihnen öffnete.

Sie traten durch die Notaufnahme ein, wo der beißende Geruch nach Desinfektionsmittel in der Luft hing und jemand

schrie: »Es ist meine Brust, verdammt noch mal!« Zunächst fiel Jeannie kaum etwas auf außer der Dominanz der Farbe Weiß. Die hin und her eilenden Gestalten in Labormänteln und Schwesternuniformen, die Laken auf den Tragen, die Papiere, auf denen Krankengeschichten und Diagramme eingetragen waren, die Regalbretter, auf denen nichts als Gaze und Watte zu liegen schienen. Dann begann sie die Geräusche wahrzunehmen. Die Schritte auf dem Linoleum, das »Wusch« einer sich schließenden Schwingtür, das Quietschen der Räder eines Wagens. Und die Stimmen, kaleidoskopartig.

»Es ist sein Herz. Ich weiß es ...«

»Würde vielleicht einer von Ihnen mal –«

»– seit zwei Tagen keinen Bissen gegessen –«

»Wir brauchen ein EKG –«

Einen Wagen vor sich herschiebend, auf dem ein Apparat mit Kabeln, Knöpfen und Skalen stand, rannte jemand vorüber und schrie »Vorsicht! Vorsicht!«.

Und die ganze Zeit über fühlte Jeannie Sergeant Coffmans Hand an ihrem Arm, warm und fest, gleich oberhalb ihres Ellbogens. Der Constable berührte sie nicht, doch er hielt sich dicht an ihrer Seite. Sie gingen einen ersten Korridor hinunter, dann einen zweiten. Schließlich erreichten sie einen stillen Raum mit einer Metalltür, in dem eine neue Wahrnehmung auf sie wartete – Kälte. Jeannie wusste, dass sie angekommen waren.

Sergeant Coffman sagte: »Möchten Sie vorher irgendetwas? Tee? Kaffee? Eine Cola? Ein Glas Wasser?«

Jeannie schüttelte den Kopf. »Es geht schon«, antwortete sie.

»Ist Ihnen nicht gut? Sie sehen so blass aus. Kommen Sie. Setzen Sie sich.«

»Ist schon in Ordnung. Ich möchte lieber stehen bleiben.«

Sergeant Coffman blickte ihr einen Moment lang scharf ins Gesicht, als zweifle sie an ihren Worten. Dann nickte sie dem Constable zu. Der klopfte an die Tür, öffnete sie und verschwand dahinter.

Sergeant Coffman sagte: »Es dauert nicht lange.«

Jeannie fand, es habe lange genug gedauert, sich jahrelang hingezogen. Aber sie sagte nur: »Gut.«

Der Constable blieb keine Minute verschwunden. Als er den Kopf zur Tür herausstreckte und sagte: »Sie sind jetzt so weit«, nahm Sergeant Coffman Jeannie wieder beim Arm, und sie gingen hinein.

Sie hatte erwartet, sofort mit seinem Leichnam konfrontiert zu werden, gewaschen und hergerichtet, wie das in alten Filmen immer war, mit Stühlen für die Totenwache. Stattdessen jedoch traten sie in ein Büro, in dem eine Sekretärin saß und zusah, wie ein Drucker lange Papierfahnen ausspie. Rechts und links von ihrem Schreibtisch war je eine Tür. Beide waren verschlossen. Ein Mann in Klinikgrün stand, die Hand auf dem Knauf, vor einer dieser Türen.

»Hier bitte«, sagte er mit gedämpfter Stimme. Er öffnete die Tür, und als Jeannie sich ihr näherte, hörte sie Sergeant Coffman leise fragen: »Haben Sie das Riechsalz?« Sie spürte, wie der Mann in Grün sie beim anderen Arm nahm, und registrierte, wie er »Ja« sagte.

Drinnen war es kalt. Es war hell. Es blitzte vor Sauberkeit. Und überall rostfreier Stahl. Schränke, Arbeitstische, Wand-schränke und eine fahrbare Trage. Sie war von einem grünen Tuch bedeckt, vom gleichen Erbsengrün wie die Kleidung des Mannes, der sie hereingebracht hatte. Sie näherten sich ihr, als befänden sie sich auf dem Weg zu einem Altar. Und genau wie in der Kirche schwiegen sie still, als sie die Trage erreichten, wie von Ehrfurcht überwältigt.

Jeannie wurde bewusst, dass die anderen auf ein Zeichen von ihr warteten. Darum sagte sie: »Lassen Sie mich sehen«, und der grüne Mann beugte sich vor und schlug das Laken zurück, so dass sie das Gesicht sehen konnte.

Sie sagte: »Warum ist er so rot?«

Der Grüne sagte: »Ist das Ihr Mann?«

Sergeant Coffman sagte: »Kohlenmonoxid färbt die Haut rosig, wenn es in die Blutbahn gelangt.«

Der Grüne sagte wieder: »Ist das Ihr Mann, Mrs. Fleming?«

So leicht, ja zu sagen, es hinter sich zu bringen und zu gehen. So leicht, sich herumzudrehen, durch diese Korridore davonzulaufen, sich den Kameras und den Fragen zu stellen, ohne Antworten zu geben, weil es im Grunde keine gab – nie Antworten gegeben hatte. So leicht, sich ins Auto zu setzen und davonzufahren zu lassen, um die Sirene zu bitten, damit es schneller ging. Aber sie konnte das Wort nicht bilden. Sie konnte nicht ja sagen. Es schien so einfach. Aber sie konnte es nicht.

Stattdessen sagte sie: »Ziehen Sie das Laken runter.«

Der Grüne zögerte. Sergeant Coffman meinte: »Mrs ... äh –«, und es klang, als hätte sie Schmerzen.

»Ziehen Sie das Laken runter.«

Sie konnten es nicht verstehen, aber das machte nichts, denn in wenigen Stunden schon würden sie in ihrem Leben nichts mehr zu suchen haben. Kenny hingegen würde immer bei ihr sein: in den Gesichtern ihrer Kinder, in einem unerwarteten Schritt auf der Treppe, im Peitschenknall eines Lederballs, wenn irgendwo auf der Welt auf kurzgeschorenem grünen Rasen das Holz ihn traf, sodass er hoch in die Luft stieg und weit über die Spielfeldgrenze hinausgetragen wurde.

Sie merkte, dass Sergeant Coffman und der Grüne einen Blick tauschten, während sie überlegten, was sie tun sollten. Aber wenn sie auch den Rest sehen wollte, so war das ihre Sache, oder nicht? Diese Leute ging das überhaupt nichts an.

Bei den Schultern des Toten beginnend, schlug der Grüne mit beiden Händen das Laken zurück, sehr ordentlich, penibel darauf bedacht, dass jeder Umschlag exakt zehn Zentimeter breit war, und so langsam, dass er sofort innehalten konnte, falls sie ihm sagen sollte, sie habe genug.

Nun würde sie genug bekommen. Das wusste Jeannie im sel-

ben Moment, als sie erkannte, dass sie den Anblick des toten Kenny Fleming niemals vergessen würde.

Frag sie was, ermahnte sie sich. Stell ihnen die Fragen, die jeder stellen würde. Du musst. Du musst einfach.

Wer hat ihn gefunden? Wo war er? War er nackt, wie jetzt? Warum sieht er so friedlich aus? Wie ist er gestorben? Wann? War sie bei ihm? Ist ihre Leiche auch hier?

Aber stattdessen trat sie einen Schritt näher an die Trage heran und dachte, wie sehr sie die klaren Linien seiner Schlüsselbeine liebte und die Muskeln seiner Schultern und Arme. Sie erinnerte sich an seinen harten, flachen Bauch, an das Haar, das rau und voll um seinen Penis wuchs, an seine Schenkel, die sehnig waren wie die eines Läufers, an seine schlanken Beine. Sie dachte an den zwölfjährigen Jungen, der er einmal gewesen war, wie er damals, beim allerersten Mal hinter den Kistenstapeln auf der Invicta Wharf, an ihrem Höschen gefummelt hatte. Sie dachte an den Mann, der er geworden war, und die Frau, die sie war, und wie selbst an dem Nachmittag, als er mit seinem schnittigen Wagen nach Cubitt Town gekommen war und sich mit ihr in die Küche gesetzt und eine Tasse Tee getrunken und das Wort Scheidung ausgesprochen hatte, das sie seit vier Jahren erwartete, wie selbst da noch ihre Finger einander fanden und festhielten wie blinde Wesen mit einem eigenen Willen.

Sie dachte an die gemeinsamen Jahre – Kenny und Jean –, die sie beharrlich wie hungrige Hunde den Rest ihres Lebens verfolgen würden. Sie dachte an die Jahre ohne ihn, die sich wie ein langes Band aus Schmerz und Trauer vor ihr wanden. Sie wollte seinen toten Körper packen und zu Boden schleudern und ihm mit dem Absatz ihres Schuhs ins Gesicht treten. Sie wollte ihre Nägel in seine Brust krallen und mit Fäusten auf seinen Hals einschlagen. Der Hass erfüllte dröhnend ihren Kopf und umklammerte ihre Brust und sagte ihr, wie sehr sie ihn immer noch liebte. Weswegen sie ihn umso stärker hasste. Weswegen sie wünschte, er könnte noch einmal sterben und noch einmal bis in alle Ewigkeit, immer wieder.

Sie sagte: »Ja«, und trat von der Bahre zurück.

»Es ist Kenneth Fleming?«, fragte Sergeant Coffman.

»Ja.« Jeannie wandte sich ab. Sie löste Sergeant Coffmans Hand von ihrem Arm. Sie schob ihre Handtasche hinauf, sodass der Henkel genau in ihrer Ellbogenbeuge ruhte. Sie sagte: »Ich hätte gern ein paar Zigaretten. Es gibt wohl nicht zufällig einen Tabakladen hier?«

Sergeant Coffman sagte, sie würde sich um Zigaretten kümmern, sobald es ging. Es müssten noch Papiere unterzeichnet werden. Wenn Mrs. Fleming –

»Cooper«, korrigierte Jeannie.

Wenn Mrs. Cooper bitte mitkommen wolle ...

Der Mann in Grün blieb bei dem Leichnam. Jeannie hörte ihn leise durch die Zähne Atem holen, als er die Trage zu einer herabhängenden Lichtkuppel in der Mitte des Raumes schob. Jeannie glaubte, ihn das Wort »Jesus« murmeln zu hören, aber da hatte sich die Tür schon hinter ihnen geschlossen, und man setzte sie an einen Schreibtisch unter einem Poster mit einem jungen Langhaardackel, der einen kleinen Strohhut aufhatte.

Sergeant Coffman sagte mit gesenkter Stimme etwas zu ihrem Constable. Jeannie schnappte das Wort »Zigaretten« auf, darum bat sie: »Embassy bitte, wenn's geht«, und schrieb dann dort, wo die Sekretärin säuberlich ein rotes X gemacht hatte, ihren Namen auf die Formulare. Sie wusste nicht, welche Art Formulare das waren oder warum sie sie unterschreiben musste, ob sie da vielleicht mit ihrer Unterschrift Rechte abtrat oder Genehmigungen vergab. Sie unterzeichnete einfach ein Blatt nach dem anderen, und als sie fertig war, lagen am Schreibtischrand die Embassy-Zigaretten mit einer Schachtel Streichhölzer. Sie zündete sich eine an. Die Sekretärin und der Constable hüstelten diskret. Jeannie inhalierte mit Genuss.

»Das wär's fürs Erste«, sagte Sergeant Coffman. »Wenn Sie bitte mitkommen, können wir Sie rasch hinausbringen und nach Hause fahren.«

»Sehr gut«, entgegnete Jeannie. Sie stand auf, steckte Zigaretten und Streichhölzer in ihre Handtasche und folgte Sergeant Coffman in den Korridor hinaus.

Sie wurden mit Fragen und Blitzlichtern bombardiert, sobald sie ins Freie traten.

»Es ist also Fleming?«

»Selbstmord?«

»Unfall?«

»Können Sie uns sagen, was geschehen ist? Mrs. Fleming!«

Cooper, dachte Jeannie. Jean Stella Cooper.

Inspector Thomas Lynley stieg die Treppe zu dem Haus am Onslow Square hinauf, in dem Lady Helen Clyde ihre Wohnung hatte. Er summte noch immer die gleichen zehn Noten vor sich hin, die ihm wie lästige Mücken im Kopf herumschwirrten, seit er aus seinem Büro weggegangen war. Er hatte versucht, sie mit mehrmaligem raschen Deklamieren des Eröffnungsmonologs aus *Richard III.* zu vertreiben, aber jedes Mal, wenn er seinen Gedanken befahl unterzutauchen, weil nun gleich George auftreten würde, der hinterhältige Herzog von Clarence, kehrte die verflixte Melodie unweigerlich wieder.

Erst als er in Helens Haus war und die Stufen zu ihrer Wohnung hinauf lief, wurde ihm bewusst, welcher Quelle diese musikalische Quälerei entsprang. Und da musste er denn doch lächeln angesichts der Fähigkeit des Unbewussten, über ein Medium zu kommunizieren, das er schon seit Jahren aus seinem Leben gestrichen hatte. Er verstand sich als Liebhaber klassischer Musik, vorzugsweise russischer klassischer Musik. Rod Stewarts »Tonight's the Night« hätte er bewusst sicherlich niemals gewählt, um die Bedeutsamkeit dieses Abends zu charakterisieren. Auch wenn der Schlager ausgezeichnet passte. Wie übrigens auch Richards Monolog. Denn genau wie Richard hatte auch er Pläne geschmiedet, die, wenn auch keineswegs gefährlich, alle dazu gedacht waren, zu ein und demselben Ziel zu führen. Das Konzert,

ein spätes Abendessen, ein nächtlicher Spaziergang zu dem ruhigen, schummrigen Restaurant in der Nähe der King's Road, in dessen Bar, wie man zuverlässig wusste, die musikalische Untermalung von einer Harfenistin besorgt wurde, die nicht mit ihrem Instrument zwischen den Tischen umherwanderte und Gespräche störte, die von entscheidender Bedeutung für die eigene Zukunft waren ... Ja, Rod Stewart war vielleicht passender als *Richard III.* samt all seinen Plänen. Denn in der Tat war der heutige Abend *der* Abend.

»Helen?«, rief er, als er die Tür schloss. »Bist du fertig, Lieb-ling?«

Keine Antwort. Er runzelte die Stirn. Erst heute Morgen um neun hatte er mit ihr gesprochen und ihr gesagt, dass er sie um Viertel nach sieben abholen würde. Das ließ ihnen eine Dreiviertelstunde Zeit für eine Fahrt von zehn Minuten, aber er kannte Helen gut genug, um zu wissen, dass er ihr bei ihren Vorbereitungen für abendliche Unternehmungen einen großzügigen Spielraum für Irrtümer und Unschlüssigkeiten einräumen musste. Doch normalerweise meldete sie sich immerhin, rief: »Hier, Tommy« aus dem Schlafzimmer, wo er sie unfehlbar in der Qual der Wahl zwischen sechs oder acht Paar Ohrringen vorfand.

Er machte sich also auf die Suche nach ihr und entdeckte sie im Wohnzimmer, ermattet auf dem Sofa ausgestreckt, von einem Berg grüngoldener Einkaufsstützen umgeben, deren Aufdruck ihm wohlbekannt war. Sie, die bei der Wahl ihres Schuhwerks beharrlich alle Aspekte der Vernunft ignorierte, litt nach strapaziöser Jagd auf Schnäppchen und modischen Pfiff offensichtlich Höllenqualen. Einen angewinkelten Arm hatte sie über den Kopf gelegt, und als er ein zweites Mal leise ihren Namen rief, stöhnte sie nur.

»Es war wie im Krieg«, begann sie dann zu jammern. »Ehrlich, ich habe noch nie solche Menschen bei Harrods erlebt. Wie die Raubtiere. Ach was, das Wort reicht gar nicht aus, um die

Frauen zu beschreiben, gegen die ich mich wehren musste, um mich wenigstens zur Unterwäsche durchzuboxen. Zur Unterwäsche, Tommy! Man hätte meinen können, sie stritten sich um eine limitierte Zuteilung aus dem Quell der ewigen Jugend.«

»Sagtest du nicht, dass du heute bei Simon arbeitest?« Lynley ging zum Sofa, hob ihren Arm an, küsste sie und ließ ihren Arm wieder an seinen Platz sinken. »Ich dachte, er hätte wahn-sinnig viel zu tun, um das Gutachten für irgendeinen Prozess vorzubereiten.«

»Ja, stimmt schon. Er hatte wirklich eine Menge zu tun. Es ging um irgendwelche Sensibilisatoren in Gel-Wasser-Sprengstoffen. Amine, Aminosäuren, Silikongel, Zelluloseplättchen und dergleichen mehr. Wir konnten nicht mal Mittagspause machen, weil es ihm so unter den Nägeln brannte. Um halb drei hatte ich restlos genug. Keine Mittagspause! Also wirklich!«

»Ja, das ist in der Tat unmenschlich«, sagte Lynley. Er hob ihre Beine, setzte sich und legte sich ihre Füße auf den Schoß.

»Bis halb vier habe ich den Zirkus mitgemacht und am Bildschirm gesessen, bis ich fast blind war, aber dann bin ich einfach gegangen – halb verhungert, wohlgemerkt.«

»Und bist halb verhungert, wie du warst, direkt zu Harrods gewankt.«

Sie hob den Arm, warf ihm einen vorwurfsvollen Blick zu und ließ den Arm wieder fallen. »Ich habe dabei nur an dich gedacht.«

»Ach? Wie das?«

Mit schwacher Hand wies sie auf die Einkaufsstützen, die sie umgaben. »Da. Das.«

»Das was?«

»Die Einkäufe.«

Verständnislos starrte er die Tüten an. »Du hast für mich eingekauft?«, fragte er, während er überlegte, wie solch ungewöhnliches Verhalten zu interpretieren war. Es war nicht etwa so, dass Helen ihn nicht ab und zu mit einer witzigen Kleinigkeit über-

raschte, die sie in der Portobello Road oder der Berwick Street ergattert hatte, aber eine solche Großzügigkeit ... Er musterte sie verstohlen und fragte sich, ob sie, seine Absichten vorausahnend, eigene Pläne gemacht hatte.

Seufzend schwang sie die Füße auf den Boden. Sie begann raschelnd in den Tüten zu kramen, legte eine, die voller Seidenpapier zu sein schien, beiseite, dann eine zweite mit Kosmetika, durchwühlte eine dritte und eine vierte und sagte endlich: »Ah, da ist er ja.« Sie reichte ihm die Tüte und setzte mit der Bemerkung: »Ich habe auch so einen« ihre Suche fort.

»Einen was?«

»Sieh doch mal nach.«

Er zog zunächst einen Berg Seidenpapier heraus, der ihn zu der Überlegung veranlasste, in welchem Maß die Firma Harrods zur Rodung der Wälder dieses Planeten beitrug. Dann begann er aufzureißen und auszupacken und starrte schließlich sprachlos auf einen marineblauen Trainingsanzug in seinen Händen.

»Ist der nicht toll?«, fragte Helen.

»Absolut«, sagte er. »Danke dir, Darling. Er ist genau das, was ich ...«

»Du kannst ihn doch gebrauchen, nicht?« Sie erhob sich aus den Bergen von Papier und Tüten und hielt triumphierend einen zweiten Trainingsanzug in die Höhe, ebenfalls marineblau, aber mit Weiß abgesetzt. »Man sieht sie jetzt ja überall.«

»Trainingsanzüge?«

»Jogger. Die sich fit halten. Im Hyde Park. In Kensington Gardens. Am Embankment. Es wird Zeit, dass wir uns dem Trend anschließen. Das wird doch lustig!«

»Joggen?«

»Klar. Joggen. Es ist ideal. Bewegung an der frischen Luft, wenn man den ganzen Tag in der Bude gesessen hat.«

»Du glaubst, wir sollen nach der Arbeit rennen? Abends?«

»Oder auch vorher.«

»Du meinst, in aller Herrgottsfrühe?«

»Oder mittags. Oder zur Teezeit. Anstelle des Mittagessens. Anstelle von Tee. Wir werden nicht jünger, und es wird langsam Zeit, dass wir etwas unternehmen, um dem Altern entgegenzutreten.«

»Du bist dreiunddreißig, Helen!«

»Und zum Schwabbeln verdammt, wenn ich jetzt nicht handle.« Sie machte sich wieder über die Einkaufsstützen her. »Schuhe habe ich auch gleich mitgenommen. Sie müssen hier irgendwo sein. Ich wusste deine Größe nicht genau, aber wir können sie jederzeit umtauschen. Verflixt, wo sind sie denn ... Ah, hier!« Sie hielt sie ihm mit Siegermiene vors Gesicht. »Es ist noch früh. Wir könnten uns schnell umziehen und draußen ein paar Runden um den Platz drehen. Das regt den Appetit –« Sie hob den Kopf mit einem Gesichtsausdruck, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen. Zum ersten Mal schien sie seinen Aufzug bewusst wahrzunehmen – den Smoking, die Schleife, die glänzenden Schuhe. »Ach, du meine Güte. Heute Abend – wir wollten ja ... heute Abend ...« Sie wurde blutrot und sagte hastig: »Tommy, Darling. Wir haben was vor, nicht?«

»Du hattest es vergessen.«

»Ganz und gar nicht. Wirklich. Es ist nur so, dass ich nichts gegessen habe. Ich habe keinen Bissen zu mir genommen.«

»Keinen einzigen Bissen? Du hast dich nicht irgendwo zwischen Simons Labor, Harrods und zu Hause gestärkt? Wieso fällt es mir schwer, das zu glauben?«

»Ich habe lediglich eine Tasse Tee getrunken.« Als er skeptisch eine Augenbraue hochzog, fügte sie hinzu: »Na gut. Vielleicht ein oder zwei kleine Teilchen bei Harrods. Aber es waren wirklich nur zwei winzige Eclairs, und du weißt doch, wie die sind. Bestehen praktisch nur aus Luft.«

»Meiner Erinnerung nach sind sie gefüllt. Mit – was ist es gleich? Pudding? Schlagsahne?«

»Ein Tröpfchen«, behauptete sie. »Ein lächerliches Teelöffelchen voll. Das zählt doch überhaupt nicht. Eine ordentliche

Mahlzeit ist das jedenfalls nicht. Ich kann mich glücklich preisen, dass ich noch unter den Lebenden weile, nach all diesen Entbehrungen.«

»Da müssen wir wirklich etwas unternehmen.«

Ihr Gesicht hellte sich auf. »Wir gehen essen, stimmt's? Wunderbar. Ich hab's mir doch gedacht. Und es muss was ganz Schickes sein, wenn du dir sogar die Fliege angetan hast, die du so hasst.« Mit neu erwachter Energie richtete sie sich auf. »Da ist es ja eigentlich ein Glück, dass ich nichts gegessen habe, nicht wahr? Jetzt kann ich das Essen richtig genießen.«

»Das ist wahr. Aber erst danach.«

»Wonach?«

Er griff nach seiner Taschenuhr und klappte den Deckel auf. »Es ist fünf vor halb acht, und wir haben nur bis acht Uhr Zeit. Wir müssen los.«

»Wohin denn?«

»In die Albert Hall.«

Helen riss die Augen auf.

»Die Philharmonie, Helen. Ich habe sozusagen meine Seele verkauft, um an die Karten zu kommen. Strauss. Und noch mal Strauss. Und wenn du ihn überhast, wieder Strauss. Na, kommt dir das bekannt vor?«

Sie strahlte. »Tommy! Strauss? Du gehst mit mir in ein Strauss-Konzert? Kein Trick? Nach der Pause kommt nicht Strawinsky? *Le Massacre du Printemps* oder etwas ähnlich Scheußliches?«

»Strauss«, beteuerte Lynley. »Vor und nach der Pause. Und danach gehen wir essen.«

»Thailändisch?«, fragte sie gierig.

»Thailändisch«, bestätigte er.

»Mein Gott, das ist ja ein Abend wie im Paradies«, rief sie. Sie nahm ihre Schuhe und einen Arm voll Einkaufstüten. »Gib mir nur zehn Minuten.«

Lächelnd sammelte er die restlichen Tüten ein. Es lief alles nach Plan.

Er folgte ihr aus dem Wohnzimmer durch den Korridor. Ein flüchtiger Blick in die Küche genügte, um zu sehen, dass Helens hausfraulicher Ehrgeiz nach wie vor gleich null war. Auf der Arbeitsplatte stapelte sich ungespült das Frühstücksgeschirr. Das rote Lämpchen der Kaffeemaschine glühte noch immer. Der Kaffee selbst war längst verdampft, hatte nur auf dem Grund der Glaskanne einen dunkelbraunen Fleck hinterlassen und in Küche und Flur einen durchdringenden Geruch.

»Lieber Himmel, Helen«, sagte er. »Riechst du das eigentlich nicht? Du hast den ganzen Tag die Kaffeemaschine angelassen.«

An der Tür zum Schlafzimmer blieb sie stehen. »Ach was? Wie blöd. Diese Dinger sollten sich wirklich selbständig ausschalten.«

»Ah, ja, und die Teller sollen wohl auch von selbst in die Geschirrspülmaschine marschieren?«

»Das wäre jedenfalls sehr entgegenkommend von ihnen.« Sie verschwand im Schlafzimmer.

Er hörte, wie sie ihre Tüten zu Boden fallen ließ. Er selbst legte seine auf den Tisch in der Küche, zog sein Jackett aus, schaltete die Kaffeemaschine ab und ging zur Arbeitsplatte hinüber. Wasser und Spülmittel – und innerhalb von zehn Minuten war die Küche sauber und aufgeräumt, wenn auch die Kaffeekanne erst einmal gründlich eingeweicht werden musste. Er ließ sie im Spülbecken stehen.

Als er ins Schlafzimmer trat, stand Helen in einem pfauenblauen Morgenmantel neben ihrem Bett und sah mit nachdenklich geschürzten Lippen auf drei Ensembles hinunter, die sie zusammengestellt hatte. »Welches davon drückt für dich am ehesten ›Blaue Donau‹ plus thailändische Gaumenfreuden aus?«

»Das Schwarze.«

»Hm.« Sie trat einen Schritt zurück. »Ich weiß nicht, Darling. Ich finde –«

»Das Schwarze ist wunderbar, Helen. Zieh es an. Kämm dir die Haare. Lass uns gehen. In Ordnung?«

Sie klopfte sich mit einem Finger an die Wange. »Ich weiß

nicht, Tommy. Man möchte zum Konzert natürlich elegant erscheinen, aber doch wiederum nicht *overdressed* zum Abendessen. Meinst du nicht, das Schwarze könnte für das eine eine Spur zu bescheiden sein und für das andere eine Spur zu aufgedonnert?«

Er nahm das Kleid, zog den Reißverschluss auf und drückte es ihr in die Hand. Er ging zum Toilettentisch. Anders als in der Küche, lag hier jeder Gegenstand so ordentlich an seinem Platz, als handelte es sich um die Instrumente in einem Operationsaal. Er klappte den Deckel ihres Schmuckkastens hoch und nahm eine Kette, Ohrringe und zwei Armreifen heraus. Er holte Schuhe aus dem Schrank. Er kehrte zum Bett zurück, warf Schmuck und Schuhe darauf nieder, drehte die unschlüssige Helen zu sich herum und öffnete den Gürtel ihres Morgenmantels.

»Puh, bist du heute Abend wieder mal schwierig!«

Sie lachte. »Ja, aber schau, was ich damit erreicht habe. Du ziehst mich aus.«

Er streifte den Morgenmantel von ihren Schultern. »Du musst nicht absichtlich schwierig sein, um mich so weit zu kriegen. Aber ich nehme an, das weißt du ganz genau, hm?« Er küsste sie und schob beide Hände in ihr Haar. Es fiel wie kühles Wasser über seine Finger. Er küsste sie noch einmal. Sosehr es ihn auch manchmal frustrierte, sein Herz ihrem Leben ausgesetzt zu sehen, liebte er es dennoch immer wieder, sie zu berühren, ihren pudrigen Duft zu riechen, ihren Mund zu schmecken.

Er spürte ihre Finger an seinem Hemd. Sie löste seine Schleife und ließ ihre Hände zu seiner Brust gleiten. Er murmelte an ihrem Mund: »Helen, ich dachte, du wolltest essen gehen.«

»Tommy, ich dachte, ich soll mich anziehen.«

»Ja. Richtig. Aber alles schön der Reihe nach.« Er fegte die Kleider zu Boden und zog sie zum Bett. Seine Hand wanderte ihren Schenkel hinauf.

Das Telefon läutete.

»Verdammt«, brummte er.

»Lass es läuten. Ich erwarte keinen Anruf. Der Beantworter ist eingeschaltet.«

»Ich habe dieses Wochenende Bereitschaft.«

»Das darf nicht wahr sein!«

»Tut mir leid.«

Sie starrten beide das Telefon an. Es läutete weiter.

»Tja«, sagte Helen. »Wissen die beim Yard, dass du hier bist?«

»Denton weiß, wo ich bin. Er wird es ihnen gesagt haben.«

»Aber wir könnten schon gegangen sein.«

»Sie haben die Nummer des Autotelefons und die Nummern unserer Plätze im Konzert.«

»Ach, vielleicht ist es ja gar nichts. Wahrscheinlich ist es bloß meine Mutter.«

»Vielleicht sollten wir doch rangehen.«

»Vielleicht.« Sie legte die Finger an sein Gesicht und ließ sie sanft von seiner Wange zu seinen Lippen gleiten. Ihr Mund öffnete sich leicht.

Er holte Atem und spürte ein seltsames Brennen in der Lunge. Ihre Finger wanderten von seinem Gesicht zu seinem Haar. Das Telefon hörte auf zu läuten. Gleich darauf schallte aus dem Nebenzimmer eine Stimme herüber, eine nur allzu bekannte Stimme. Sie gehörte Dorothea Harriman, der Sekretärin von Lynleys Chef. Wenn sie sich die Mühe machte, ihn zu suchen, ließ das aufs Schlimmste schließen. Lynley seufzte. Helen ließ die Hände sinken.

»Tut mir leid, Darling«, sagte er und griff nach dem Telefon auf dem Nachttisch. Er unterbrach Harriman mitten im Satz: »Ja. Hallo, Dee. Ich bin's.«

»Inspector Lynley?«

»Erraten.«

Während er telefonierte, streckte er von neuem den Arm nach Helen aus. Doch sie entfernte sich schon von ihm, glitt aus dem Bett und bückte sich, um den Morgenmantel aufzuheben, der in einem kleinen Häufchen auf dem Boden lag.

Nach drei Wochen frischen häuslichen Glücks sagte sich Sergeant Barbara Havers, dass ihr an dem einsamen Leben in Chalk Farm wenigstens die Auswahl an grauenvollen Verkehrsverbindungen, die es parat hielt, ein Trost war. Wenn sie nicht über die tiefere Bedeutung der Tatsache nachdenken wollte, dass sie seit einundzwanzig Tagen mit keiner Menschenseele in ihrer Nachbarschaft außer einem Mädchen aus Sri Lanka, das im Lebensmittelgeschäft an der Kasse saß, ein Wort gewechselt hatte, brauchte sie sich nur auf das zweifelhafte Vergnügen ihrer täglichen Fahrten zum New Scotland Yard und zurück zu konzentrieren.

Schon lange, ehe sie es erworben hatte, war das kleine Häuschen für Barbara ein Symbol gewesen. Es bedeutete die Befreiung aus einem Leben, das jahrelang von Kindespflichten und der Versorgung kranker Eltern bestimmt gewesen war. Aber wenn auch die häusliche Veränderung ihr die persönliche Freiheit brachte, die sie sich erträumt hatte, so ging doch mit dieser Freiheit auch eine Einsamkeit einher, die sie gerade dann bedrückend überfiel, wenn sie am wenigsten darauf vorbereitet war, sich mit ihr auseinanderzusetzen. Aus diesem Grund hatte Barbara die Entdeckung mit ausgesprochenem, wenn auch grimmigem Vergnügen aufgenommen, dass es zwei Möglichkeiten für sie gab, morgens an ihren Arbeitsplatz zu gelangen, die beide reichlich Gelegenheit zu Zähneknirschen, Wutschnauben und – das war das Beste – Verdrängung von Einsamkeitsgefühlen boten.

Sie konnte entweder in ihrem bejahrten Mini gegen den Verkehr antreten und sich die Camden High Street zum Mornington Crescent hinunterkämpfen, um dort unter mindestens drei

verschiedenen Routen zu wählen, die sich ausnahmslos durch heillos verstopfte Straßen quälten; oder sie konnte die Untergrundbahn nehmen, und das hieß, sich in die Tiefen des Bahnhofs Chalk Farm hinunterzugeben und gemeinsam mit den treuen, aber verständlicherweise aufs Äußerste genervten Fahrgästen der unberechenbaren Northern Line schüchtern hoffend auf einen Zug zu warten. Und selbst dann konnte sie nicht jeden nehmen, der kam, sondern nur einen, der über den Bahnhof Embankment fuhr, wo sie wiederum in eine andere Linie zum St. James' Park umsteigen musste.

Kurz gesagt, Barbara konnte jeden Morgen von neuem zwischen zwei Übeln wählen. An diesem Tag hatte sie sich wegen der immer bedrohlicher klingenden Schepper- und Klappergeräusche ihres Autos für die Untergrundbahn entschieden und schwebte nun im Getümmel zahlloser Leidensgenossen auf Rolltreppen hoch und nieder, stapfte durch Tunnels, stand sich auf Bahnsteigen die Beine in den Bauch und klammerte sich verbissen an eine Metallstange, während der Zug torkelnd durch die Finsternis raste und seine Fahrgäste hin und her warf.

Sie ertrug all diese Irritationen mit Resignation. Wieder so eine Höllenfahrt. Wieder eine willkommene Gelegenheit, sich zu beteuern, dass die ganze Abgeschiedenheit eigentlich bedeutungslos war, weil man am Ende des Tages sowieso keine Zeit und keine Kraft zum gesellschaftlichen Umgang mit anderen Menschen mehr hatte.

Es war halb acht Uhr abends, als sie ihren mühsamen Marsch die Chalk Farm Road hinauf begann. Sie hielt bei *Jaffri's Fine Groceries* an, dem Lebensmittelgeschäft, das mit »Leckerbissen für den Feinschmeckergaumen« so vollgestopft war, dass es im Laden eng und düster war wie in einem viktorianischen Eisenbahnwaggon. Dort zwängte sie sich an einem schwankenden Turm aus Suppendosen vorbei – Mr. Jaffri schwor auf »schmackhafte Suppen aus allen vier Himmelsrichtungen« – und kämpfte mit der Glastür zum Gefrierschrank, über dem ein Schild be-

hauptete, in den mehrstöckig aufgereihten Häagen-Dazs-Eisbechern seien »sämtliche Geschmacksnuancen unter der Sonne« zu finden. Aber sie wollte gar kein Häagen-Dazs, obwohl eine Mandel-Vanille-Eiscreme als Nachtisch zu einem Abendessen aus Pommes mit Salz und Essig gar nicht übel klang. Sie wollte vielmehr den einzigen Artikel, den Mr. Jaffri aus rein kommerziellen Erwägungen ins Angebot genommen hatte, da er überzeugt war, die allmähliche Veredelung des Viertels mit den unweigerlich nachfolgenden Partys würde zu starker Nachfrage führen. Sie wollte Eis. Mr. Jaffri verkaufte es in Säcken, und seit Barbara in ihre neue Behausung eingezogen war, bewahrte sie leicht Verderbliches in einem Metallimer unter der Küchenspüle auf.

Sie wühlte einen Sack aus dem Gefrierschrank und schleppte ihn zur Kasse, wo Bhimani saß und auf die nächste Gelegenheit wartete, in die Tasten der neuen Registrierkasse zu hauen, die nicht nur mit den Tönen des Big Ben aufwartete, wenn die Endsumme im Display erschien, sondern außerdem in leuchtend blauen Ziffern mitteilte, wie viel genau die KassiererIn dem Kunden herausgeben musste. Wie immer ging die Transaktion schweigend vor sich. Bhimani tippte den Preis ein, lächelte mit geschlossenen Lippen und nickte eifrig, als die Summe im Display erschien.

Sie sprach nie ein Wort. Anfangs hatte Barbara geglaubt, sie sei stumm. Aber eines Abends hatte sie das Mädchen beim Gähnen ertappt und das Gold blitzen sehen, mit dem die meisten ihrer Zähne überkront waren. Seitdem fragte sie sich, ob Bhimani wohl nicht lächelte, weil sie den Wert ihrer Kronen verbergen wollte oder weil sie nach ihrer Ankunft in England und nach Beobachtung des einheimischen Durchschnittsmenschen erkannt hatte, wie ungewöhnlich diese Art der Zahnsanierung war, und sie darum nicht zeigen wollte.

Nachdem Bhimani ihr 75 Pence Wechselgeld hingelegt hatte, sagte Barbara: »Danke. Wiedersehen« und nahm ihr Eis. Sie zog den Riemen ihrer Schultertasche hoch, klemmte sich den Beutel mit dem Eis auf die Hüfte und ging.

Als sie am Pub auf der anderen Straßenseite vorüberkam, spielte sie flüchtig mit dem Gedanken, sich samt ihrem Eis in das Getümmel an der Theke zu stürzen. Die Leute schienen zwar mindestens zehn Jahre jünger zu sein als sie, was ziemlich deprimierend war, aber sie hatte ihr allwöchentliches Glas Bass noch nicht getrunken und hatte solche Lust darauf, dass sie ernsthaft darüber nachdachte, wie viel Energie es sie kosten würde, sich an den Tresen vorzuarbeiten, das Bier zu bestellen, eine Zigarette anzuzünden und sich gesellig zu geben. Das Eis eignete sich ganz gut als Anknüpfungspunkt für ein Gespräch. Und wie viel davon würde schmelzen, wenn sie sich eine Viertelstunde gönnte, um sich unter die arbeitende Bevölkerung zu mischen, die am Freitagabend bei einem Glas Bier Entspannung suchte? Wer wusste denn, was vielleicht dabei herauskam? Vielleicht würde sie eine Bekanntschaft machen. Eine Freundschaft anbahnen. Und selbst wenn nicht, sie fühlte sich so ausgehöhrt wie ein Wüstenwanderer. Sie brauchte etwas Flüssiges. Und einen Stimmungsaufheller konnte sie auch vertragen. Sie war müde von dem langen Tag, durstig von ihrem Marsch und verschwitzt von der Fahrt in der U-Bahn. Ein halbwegs kühles Bier wäre jetzt genau das Richtige.

Sie blieb stehen und sah zur anderen Straßenseite hinüber. Drei Männer umringten ein langbeiniges junges Mädchen, alle vier lachten vergnügt, alle vier tranken. Das Mädchen, das die Hüften ans Fensterbrett des Pub gelehnt hatte, hob ihr Glas und leerte es. Zwei der Männer griffen gleichzeitig nach ihm. Das Mädchen lachte und warf ihren Kopf zurück. Ihr volles Haar schwang wie eine Pferdemaße, und die Männer rückten näher.

Ein andermal vielleicht, sagte sich Barbara.

Mit gesenktem Kopf trottete sie weiter und konzentrierte ihren Blick auf das Pflaster. »Tritt auf den Sprung, deine Mutter stirbt jung. Tritt auf den Spalt, deine Mutter wird nicht alt...« Nein, das war nicht das Thema, bei dem sie gerade jetzt verweilen wollte. Sie verscheuchte den Kinderreim aus ihren Gedan-

ken, indem sie zu pfeifen begann, die erstbeste Melodie, die ihr in den Sinn kam. »Aber bringt mich pünktlich zum Altar.« Hm, *My Fair Lady* war zwar nicht gerade bezeichnend für ihre Situation, aber das Liedchen erfüllte seinen Zweck. Und beim Pfeifen wurde ihr klar, dass es ihr wohl eingefallen war, weil Inspector Lynley heute Abend die entscheidende Frage stellen wollte. Sie musste insgeheim lachen, als sie daran dachte, wie verdutzt er ausgesehen hatte – und natürlich auch bestürzt, da er ja seine Pläne lieber geheim gehalten hätte –, als sie bei ihm im Büro vorbeigeschaut und gesagt hatte: »Hals- und Beinbruch. Ich hoffe, sie sagt diesmal ja«, ehe sie nach Hause gegangen war. Im ersten Moment hatte er so getan, als verstünde er ihre Bemerkung nicht, aber sie hatte ihn schließlich die ganze Woche nach Konzertkarten herumtelefonieren hören und hatte mitbekommen, wie er sämtliche Kollegen nach thailändischen Restaurants ausgequetscht hatte. Da sie wusste, dass Strauss-Musik und thailändische Küche die notwendigen Zutaten waren, um Helen einen perfekten Abend zu bereiten, reimte sie sich den Rest zusammen. »War nicht schwer zu erraten«, hatte sie gesagt. »Ich weiß, dass Sie Strauss hassen.« Sie winkte ihm zum Abschied zu. »Was tut man nicht alles aus Liebe, hm, Inspector?«

Sie bog in die Steele's Road ein und ging unter den frisch begrünten Linden weiter. In den Ästen über ihr ließen sich die Vögel zur Nachtruhe nieder, und in den schmutzigen Backsteinhäusern, die die Straße säumten, machten es sich die Familien zum Feierabend gemütlich. Als sie Eton Villas erreichte, bog sie noch einmal ab. Sie lupfte den Eisbeutel auf ihrer Hüfte höher und munterte sich mit dem Gedanken auf, dass dies nun wenigstens der letzte Abend war, an dem sie Eis nach Hause schleppen musste.

Seit drei Wochen lebte sie ohne Kühlschrank in ihrer neuen Behausung und bewahrte Milch, Butter, Eier und Käse in einem eisgefüllten Metalleimer auf. Drei Wochen lang hatte sie abends und an den Wochenenden nach einem Kühlschrank gesucht, den

sie sich leisten konnte. Am letzten Sonntagnachmittag hatte sie ihn endlich gefunden, einen Kühlschrank, der den Zwergenmaßen ihrer Wohnung und dem Leistungsvermögen ihres Geldbeutels entsprach. Er war zwar nicht genau das, was sie gesucht hatte: kaum einen Meter hoch und mit scheußlichen, vergilbenden Blumenaufklebern verziert. Aber als sie das gute Stück – das sich, ganz abgesehen von den idiotischen Blumenverzierungen, beim Zuschlagen der Tür jedes Mal laut und unheilverkündend räusperte – bezahlt hatte und seine rechtmäßige Eigentümerin geworden war, hatte sie sich philosophisch gesagt: Ach was, in der Not frisst der Teufel Fliegen. Der Umzug von Acton nach Chalk Farm hatte weit mehr Geld verschlungen, als sie vorgesehen gehabt hatte, sie musste sparen, der Kühlschrank würde es tun. Und da der Sohn des Eigentümers wiederum einen Sohn hatte, der für eine Gärtnerei als Fahrer arbeitete und einen offenen Lieferwagen fuhr, und da dieser Sohn des Sohns bereit war, am Wochenende bei seinem Opa vorbeizufahren und den Kühlschrank abzuholen, um ihn dann für lumpige zehn Pfund von Fulham bis nach Chalk Farm hinauszubefördern, war Barbara ihrerseits bereit gewesen, über die Tatsache hinwegzusehen, dass der Kühlschrank wahrscheinlich nur noch eine begrenzte Lebensdauer haben und sie mindestens sechs Stunden dafür brauchen würde, Opas Abziehbildchen runterzuschrubben.

Mit dem Fuß stieß sie das Tor zu dem Anwesen auf, auf dem, hinter einem Doppelhaus edwardianischen Stils, ihr kleines Häuschen stand. Das große Haus war gelb, hatte eine zimtbraune Tür und davor eine weiße Veranda. Die Veranda war gänzlich von einer Glyzinie umrankt, die von einem kleinen Fleckchen Erde neben der Terrassentür der Erdgeschosswohnung in die Höhe kroch. Durch diese Tür konnte Barbara jetzt ein kleines, dunkelhaariges Mädchen erkennen, das dabei war, den Tisch zu decken. Sie hatte eine Schuluniform an, und ihr taillenlanges Haar war zu ordentlichen Zöpfen geflochten, die am Ende mit Schleifen gebunden waren. Sie sprach über ihre Schulter hinweg mit irgend-

jemandem im Hintergrund, und noch während Barbara ihr zusah, sprang sie vergnügt aus dem Blickfeld. Barbara straffte die Schultern und ging den Betonweg am Haus entlang nach hinten in den Garten.

Ihr Häuschen stieß an die Begrenzungsmauer am Ende des Grundstücks. Eine Akazie überschattete es, und vier Fenster blickten auf grünen Rasen hinaus. Es war ein kleines Haus, aus Backstein gebaut, mit Tür und Fensterrahmen im gleichen Gelb wie das Haupthaus und mit einem neuen Schieferdach, das schräg zu einem gemauerten Schornstein anstieg. Der ursprünglich quadratische Grundriss war durch den Anbau einer kleinen Küche und eines noch kleineren Badezimmers zum Rechteck verlängert worden.

Barbara sperrte auf und knipste die Deckenbeleuchtung an, die ausgesprochen trübe war. Immer wieder vergaß sie, eine stärkere Birne zu besorgen.

Sie legte ihre Handtasche auf den Tisch und den Sack mit dem Eis auf die Arbeitsplatte. Stöhnend holte sie den Eimer unter dem Spülbecken hervor und schleppte ihn, fluchend, als ihr etwas von dem kalten Wasser über die Füße schwappte, zur Tür. Sie leerte ihn aus, trug ihn in die Küche zurück, packte das frische Eis hinein und dachte ans Abendessen.

Die Mahlzeit war schnell zusammengestellt: Schinkensalat, ein altes Brötchen und der Rest eines Glases roter Bete. Dann ging sie zum Bücherregal neben dem kleinen offenen Kamin, auf dem sie am Abend zuvor ihr Buch abgelegt hatte, als, soweit sie sich erinnerte, der Held, Flint Southern, gerade drauf und dran gewesen war, die selbstbewusste Heldin, Star Flaxen, in seine Arme zu reißen, wo sie dann nicht nur seine muskulösen Oberschenkel in den engen Blue Jeans würde spüren können, sondern auch seine drängende Männlichkeit. Auf den nächsten Seiten würde dieses Drängen dann endlich unter ekstatischem Stöhnen Erfüllung finden, und danach würden die beiden eng umschlungen im Bett liegen und sich fragen, warum sie bis zu diesem lustvollen

Moment hundertachtzig Seiten gebraucht hatten. Es ging doch nichts über ein gutes Buch zum Abendessen.

Barbara griff sich den Roman und wollte gerade zum Tisch zurückkehren, als sie sah, dass ihr Anrufbeantworter blinkte. Sie beobachtete das Gerät einen Moment – ein Blinken, ein Anruf.

Sie hatte dieses Wochenende Bereitschaftsdienst, aber sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie gerade mal zwei Stunden nach Dienstschluss schon wieder in den Yard zurückgerufen wurde. Da ihre Nummer nicht eingetragen war, konnte also nur Florence Magentry angerufen haben: Mrs. Flo, die Frau, bei der ihre Mutter in Pflege war.

Barbara starrte das rote Blinklicht an und wog die Möglichkeiten ab. Wenn der Yard angerufen hatte und sie jetzt die Nachricht abhörte, würde sie, ohne sich einen Moment Ruhe gönnen zu können, wieder an die Arbeit müssen. War der Anruf von Mrs. Flo, würde sie prompt wieder auf dem Karussell der Schuldgefühle sitzen. Sie war am letzten Wochenende nicht wie geplant nach Greenford gefahren, um ihre Mutter zu besuchen. Und sie war auch am Wochenende davor nicht in Greenford gewesen. Sie wusste, dass sie dieses Wochenende fahren musste, wenn sie zur Ruhe kommen wollte, aber sie *wollte* nicht fahren, und sie wollte auch nicht darüber nachdenken, warum sie nicht wollte. Aber wenn sie jetzt mit Florence Magentry sprach – wenn sie auch nur auf Band die Stimme der Frau hörte –, würde dies sie zwingen, ihre Ausweichtaktik näher in Augenschein zu nehmen und sich entsprechend zu brandmarken: als egoistisch, rücksichtslos und was sonst noch so dazugehörte.

Ihre Mutter lebte seit nahezu sechs Monaten in Hawthorne Lodge. Bisher hatte Barbara es geschafft, sie wenigstens alle zwei Wochen zu besuchen. Der Umzug nach Chalk Farm hatte ihr jedoch endlich einen Vorwand geliefert, nicht nach Greenford zu müssen, und sie hatte mit Freuden davon Gebrauch gemacht. Statt ihre Mutter zu besuchen, hatte sie Telefongespräche mit Mrs. Flo geführt, in denen sie ihr alle Gründe aufzählte, weshalb

sie leider wieder nicht nach Greenford kommen konnte. Und es waren ja auch tatsächlich *triftige* Gründe, wie sogar Mrs. Flo selbst Barbara bei diesem oder jenem der regelmäßigen Montags- und Donnerstagstelefonate versicherte. Barbie solle sich nur ja keine Vorwürfe machen, wenn sie im Moment nicht dazu käme, ihre Mutter zu besuchen. Barbie habe schließlich auch ein Leben, und kein Mensch erwarte von ihr, dass sie es völlig aufgebe. »Leben Sie sich erst einmal in Ihrem neuen Häuschen ein«, beschwichtigte Mrs. Flo. »Ihre Mutter kommt in der Zwischenzeit schon zurecht, Barbie. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Barbara drückte auf den »Replay«-Knopf des Anrufbeantworters und kehrte zum Tisch zurück, auf dem der Schinkensalat wartete.

»Hallo, Barbie.« Es war tatsächlich Mrs. Flos Stimme, einlullend wie eine Gutenachtgeschichte. »Ich wollte Ihnen nur sagen, dass Ihre Mutter nicht ganz auf der Höhe ist, Kindchen. Ich hielt es für das Beste, Sie gleich anzurufen, um Ihnen Bescheid zu geben.«

Barbara rannte wieder zum Telefon, um Mrs. Flo sofort zurückzurufen. Und als hätte Mrs. Flo diese Reaktion vorausgesehen, fuhr sie zu sprechen fort: »Aber ich glaube nicht, dass wir gleich den Arzt holen müssen. Sie hat etwas erhöhte Temperatur und hustet seit ein paar Tagen ein bisschen ...« Es folgte eine Pause, in der Barbara eine von Mrs. Flos anderen Pflegebefohlenen im Chor mit Deborah Kerr singen hörte, die gerade Yul Brynner zum Tanz aufforderte. Das musste Mrs. Salkild sein. *Der König und ich* war ihr Lieblingsvideo, und sie war nicht davon abzubringen, es sich wenigstens einmal in der Woche anzusehen. »Ihre Mutter hat übrigens auch nach Ihnen gefragt, Kind«, fuhr Mrs. Flo vorsichtig fort. »Aber erst seit dem Mittagessen, machen Sie sich also bitte deswegen keine Gedanken. Aber da sie so selten überhaupt jemanden beim Namen nennt, dachte ich, es würde Ihre Mutter vielleicht aufmuntern, Ihre Stimme zu hören. Sie wissen ja selbst, wie es ist, wenn man nicht ganz auf

dem Posten ist, nicht wahr, Kind? Also, rufen Sie an, wenn Sie können. Tschüs inzwischen, Barbie.«

Barbara wählte.

»Wie schön, dass Sie anrufen, Kind«, rief Mrs. Flo, als sie Barbaras Stimme hörte, ganz so, als hätte sie nicht erst anrufen müssen, um den Rückruf zu provozieren.

»Wie geht es ihr?«, fragte Barbara.

»Ich habe gerade nach ihr gesehen. Sie ist oben in ihrem Zimmer und schläft selig und süß.«

Barbara sah auf die Uhr. Es war noch nicht einmal acht. »Sie schläft? Aber warum liegt sie denn schon im Bett? Sie geht doch sonst nicht so früh schlafen. Ist auch wirklich –«

»Sie wollte zum Abendbrot nichts essen, Kind, und da haben wir beide uns gedacht, dass es ihr guttun würde, wenn sie sich ein Weilchen hinlegte und ihrer Spieldose zuhörte. Tja, und da hat sie es sich oben gemütlich gemacht und ist bei der Musik eingeschlafen. Sie wissen ja, wie sehr sie diese Spieldose liebt.«

»Mrs. Flo«, sagte Barbara, »ich kann spätestens um halb neun bei Ihnen sein. Oder Viertel vor neun. Heute Abend war der Verkehr gar nicht so schlimm. Ich nehme das Auto.«

»Nach so einem langen Arbeitstag? Aber das ist doch Unsinn, Barbie. Ihrer Mutter geht es gut, und da sie schläft, würde sie nicht einmal merken, dass Sie da sind, nicht wahr? Ich werde ihr ausrichten, dass Sie angerufen haben, wenn sie aufwacht.«

»Aber da weiß sie doch wieder nicht, von wem Sie sprechen«, protestierte Barbara. Ohne ein Foto oder eine Stimme am Telefon sagte Barbaras Name Doris Havers nichts mehr. Manchmal half nicht einmal ein solcher Anstoß ihr, sich zu erinnern.

»Barbie«, sagte Mrs. Flo sanft, aber bestimmt, »ich werde schon dafür sorgen, dass sie weiß, von wem ich spreche. Sie hat Sie heute Nachmittag mehrmals erwähnt; sie wird wissen, wer Barbara ist, wenn ich ihr sage, dass Sie angerufen haben.«

Aber wenn Doris Havers am Freitagnachmittag wusste, wer

Barbara war, so hieß das noch lange nicht, dass sie es auch am Samstagmorgen bei Rührei und Toast noch wusste.

»Ich komme morgen«, sagte Barbara. »Gleich am Vormittag. Ich habe ein paar Reiseprospekte von Neuseeland besorgt. Würden Sie ihr das erzählen? Sagen Sie ihr, wir könnten einen neuen Urlaub für ihr Album planen.«

»Natürlich, Kind.«

»Und rufen Sie mich an, wenn sie wieder nach mir fragt. Es ist gleich, wie spät es ist. Versprechen Sie mir das, Mrs. Flo, rufen Sie mich an?«

Selbstverständlich werde sie anrufen, versicherte Mrs. Flo. Barbie solle jetzt in aller Ruhe zu Abend essen, die Füße hochlegen und sich einen gemütlichen Abend machen, damit sie morgen für die Fahrt nach Greenford schön ausgeruht sei.

»Ihre Mutter wird sich freuen, wenn sie hört, dass Sie kommen«, sagte Mrs. Flo. »Da geht es ihr sicher gleich wieder besser.«

Sie beendeten das Gespräch, und Barbara kehrte zu ihrem Abendessen zurück.

Was, zum Teufel, war mit ihr los? Ihrer Mutter ging es nicht gut. Ganz gleich, was Mrs. Flo sagte, ihre Mutter brauchte sie. Jetzt. Und darum würde sie sich in ihren Mini setzen und nach Greenford fahren. Und falls ihre Mutter schlief, würde sie sich an ihr Bett setzen und warten, bis sie aufwachte. Und wenn es darüber Morgen werden sollte. Denn so verhielten sich Töchter ihren Müttern gegenüber, besonders wenn seit ihrem letzten Besuch mehr als drei Wochen vergangen waren.

Als Barbara nach Tasche und Schlüsseln griff, läutete das Telefon. Einen Moment lang erstarrte sie. Nein, dachte sie, mein Gott, das ist doch nicht möglich! So schnell kann es doch nicht gegangen sein! Und sie hob voller Angst den Hörer ab.

»Es gibt Arbeit«, sagte Lynley, sobald sie sich gemeldet hatte.

»Ach, verdammt!«

»Ganz meine Meinung. Ich hoffe, ich störe Sie nicht bei etwas besonders Interessantem?«

»Nein, nein. Ich wollte gerade zu meiner Mutter fahren. Und hatte mir Hoffnungen auf ein anständiges Abendessen gemacht.«

»Tja, der Besuch wird warten müssen. Was das Abendessen angeht, kann ich Ihnen die Kantine bieten.«

»Sehr verlockend.«

»Wie lange werden Sie brauchen?«

»Eine gute halbe Stunde, wenn an der Tottenham Court Road viel los ist.«

»Wann ist da nicht viel los?«, erwiderte er ironisch. »Ich halte Ihnen hier inzwischen das Abendessen warm.«

»Wie reizend. Es geht doch nichts über einen echten Gentleman.«

Er lachte und legte auf.

Morgen, dachte Barbara, die ebenfalls auflegte. Gleich morgen früh fahre ich nach Greenford.

Sie stellte ihren Mini in der Tiefgarage von New Scotland Yard ab, nachdem sie dem uniformierten Constable, der gerade lange genug von seiner Zeitschrift aufblickte, um sich zu vergewissern, dass nicht die IRA zu Besuch kam, ihre Dienstmarke gezeigt hatte. Sie ging zum Lift, drückte auf den Knopf und kramte eine Zigarette aus der Handtasche. Sie rauchte, als bekäme sie es bezahlt, um noch möglichst viel Nikotin in sich aufzusaugen, ehe sie sich in die strikt rauchfreie Zone von Lynleys Büro begeben musste. Seit mehr als einem Jahr versuchte sie, ihn wieder zum Rauchen zu verführen, überzeugt, es könnte ihrer Partnerschaft nur guttun, wenn sie wenigstens *ein* Laster teilten. Aber selbst in den ersten sechs Monaten des Entzugs hatte sie ihm nie mehr entlocken können als ein gequältes Stöhnen, wenn sie ihm Rauch ins Gesicht geblasen hatte. Inzwischen waren sechzehn Monate vergangen, seit er zum Nichtraucher geworden war, und er fing an, sich wie ein typischer Bekehrter aufzuführen.

Sie fand ihn in seinem Zimmer. Immer noch im Smoking für den großen Abend mit Helen Clyde, der nun ins Wasser ge-

fallen war, saß er an seinem Schreibtisch und trank schwarzen Kaffee. Er war allerdings nicht allein. Beim Anblick der Frau, die in einem der beiden Besuchersessel vor dem Schreibtisch saß, machte Barbara stirnrunzelnd an der Tür halt.

Es war eine jugendlich wirkende Frau mit langen Beinen, die sie nicht übereinandergeschlagen hatte. Sie trug eine beige-farbene lange Hose, dazu einen Blazer mit Hahnentrittmuster, eine elfenbeinfarbene Bluse und Schuhe mit vernünftigen halbhoher Absatz. Sie trank etwas aus einem Plastikbecher und hielt dabei ihren Blick ruhig auf Lynley gerichtet, der einen Stapel Papiere durchsah. Während Barbara die Frau noch musterte und sich fragte, wer sie war und was, zum Teufel, sie an einem Freitagabend in New Scotland Yard zu suchen hatte, setzte diese den Becher ab, um sich eine honigblonde, weich gewellte Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen. Die Bewegung hatte etwas sehr Sinnliches, und Barbara roch sofort Lunte. Flugs sah sie zu den Aktenschränken hinüber, um festzustellen, ob Lynley nicht etwa heimlich das Foto von Helen entfernt hatte, ehe er diese schicke Modepuppe in sein Büro geführt hatte. Nein, das Foto stand an seinem Platz. Also, was, zum Teufel, ging hier vor?

»'n Abend«, sagte Barbara.

Lynley blickte auf. Die Frau drehte sich um. Ihr Gesicht verriet keine Regung, und Barbara fiel auf, dass sie es gar nicht für nötig hielt, Lynleys Kollegen zu mustern, wie das eine andere Frau vielleicht getan hätte. Nicht einmal Barbaras rote Joggingstiefel fanden Beachtung.

»Ah. Gut«, sagte Lynley. Er legte die Papiere nieder und nahm seine Brille ab. »Havers. Endlich.«

Sie sah, dass auf dem Schreibtisch vor dem freien Sessel ein Beutel Chips, ein in Zellophan gewickeltes Sandwich und ein Becher mit Deckel auf sie warteten. Sie kam näher, nahm das Sandwich, packte es aus und roch misstrauisch daran. Sie hob die obere Scheibe Brot ab. Der Aufstrich darunter sah aus wie

ein Gemisch aus feiner Leberwurst und Spinat. Und er roch nach Fisch. Barbara schüttelte sich.

»Es war das Beste, was ich bekommen konnte«, beteuerte Lynley.

»Leichengift auf Vollkornbrot? Sie verwöhnen mich, Sir.«

Der Frau gönnte Barbara nur ein kurzes Nicken, das so sehr Begrüßung wie Ausdruck der Missbilligung war. Nachdem der Form somit Genüge geleistet war, ließ sie sich in ihren Sessel sinken. Wenigstens waren die Chips mit Salz und Essig gewürzt. Sie riss den Beutel auf und begann zu essen.

»Also, was gibt's?«, fragte sie.

Ihre Frage klang sachlich, doch der vielsagende Blick auf ihre Nachbarin sagte alles: Wer, zum Teufel, ist diese Schönheitskönigin? Was, zum Teufel, tut sie hier, und wo, zum Teufel, ist Helen, wenn Sie genau an dem Freitagabend weibliche Gesellschaft suchen, an dem Sie ihr einen Heiratsantrag machen wollten? Hat sie Ihnen etwa wieder einen Korb gegeben? Mussten Sie sich so schnell Ersatz suchen, Sie armseliger Wicht?

Die Botschaft kam an. Lynley schob seinen Sessel zurück und sah Barbara Havers einen Moment lang schweigend an. Dann sagte er: »Sergeant, das ist Inspector Isabelle Ardery, CID Maids-tone. Sie war so freundlich, uns einige Informationen zu überbringen. Wäre es Ihnen möglich, Spekulationen zu unterlassen, die mit dem Fall überhaupt nichts zu tun haben, und sich stattdessen die Fakten anzuhören?« Sie verstand die verschlüsselte Antwort auf ihre unausgesprochenen Unterstellungen sehr wohl: Ein bisschen besser sollten Sie mich schon kennen.

Barbara machte ein zerknirschtes Gesicht und sagte: »Tut mir leid, Sir.« Dann wischte sie sich die Hand an der Hose ab und reichte sie Isabelle Ardery.

Die schaute kurz von einem zum anderen, ohne vorzugeben, den Schlagabtausch zu verstehen. Er schien sie auch gar nicht zu interessieren. Sie verzog flüchtig den Mund, als sie Barbara ansah, aber dieses Pseudolächeln war nichts weiter als kühle, pro-

fessionelle Höflichkeit. Vielleicht war sie ja doch nicht Lynleys Typ, sagte sich Barbara.

»Was gibt's denn?«, fragte sie, während sie den Becher mit der heißen Bouillon öffnete.

»Brandstiftung«, antwortete Lynley. »Und eine Leiche. Inspector, wenn Sie Sergeant Havers ins Bild setzen würden...«

In förmlichem, gleichbleibendem Ton zählte Isabelle Ardery die Fakten auf: ein Haus in einem Städtchen namens Greater Springburn in Kent, von einer Frau bewohnt; ein Milchmann, der seine morgendliche Lieferung machte und sah, dass Zeitung und Post unberührt geblieben waren, ein Blick durch die Fenster, ein verkohlter Sessel; Spuren tödlichen Rauchs an Fenster und Wand; ein Treppenhaus, das wie ein Kaminabzug wirkte; im oberen Stockwerk ein Toter; und schließlich der Ursprung des Feuers.

Sie öffnete ihre Umhängetasche, die auf dem Boden neben ihrem Fuß lag. Sie entnahm ihr eine Packung Zigaretten, eine Schachtel Streichhölzer und ein Gummiband. Einen Moment lang glaubte Barbara entzückt, Inspector Isabelle Ardery würde sich tatsächlich eine Zigarette anzünden und ihr so einen Vorwand liefern, es ihr gleichzutun. Stattdessen jedoch schüttelte diese sechs Streichhölzer aus der Schachtel auf den Schreibtisch und legte eine Zigarette dazu.

»Der Brandstifter hat eine Art Zünder verwendet«, sagte sie. »Er war primitiv, aber dennoch sehr wirksam.« Ungefähr zweieinhalb Zentimeter vom Tabakende der Filterzigarette entfernt, bündelte sie die Streichhölzer mit den Köpfen nach unten zu einer kleinen Garbe, die sie mit dem Gummiband an der Zigarette befestigte. Diese Vorrichtung legte sie auf ihre offene Hand. »Das wirkt wie ein Zeitzünder. Jeder kann so etwas anfertigen.«

Barbara nahm die Zigarette und musterte sie, während Isabelle Ardery weitersprach. »Der Brandstifter entzündet den Tabak und legt die Zigarette an die Stelle, wo das Feuer ausbrechen soll, in unserem Fall in die Ritze zwischen Sitzpolster und Armlehne des Ohrensessels. Dann verschwindet er. Die Zigarette

brennt in vier bis sieben Minuten herunter, und die Streichhölzer entzündeten sich. Der Brand bricht aus.«

»Wie kommen Sie auf diese Zeitspanne?«, fragte Barbara.

»Jede Zigarettenmarke brennt mit anderer Geschwindigkeit.«

»Wissen wir die Marke?« Lynley hatte seine Brille wieder aufgesetzt. Er sah erneut in den Bericht.

»Im Augenblick nicht. Aber das Labor hat alle Bestandteile: die Zigarette, die Streichhölzer und das Gummiband, das sie zusammengehalten hat. Wir werden –«

»Untersuchen Sie auch auf Speichel und Fingerabdrücke?«

Sie lächelte flüchtig. »Wir haben, wie zu erwarten, Inspector, ein gutes Labor in Kent, und wir verstehen auch, uns seiner zu bedienen. Aber was Fingerabdrücke angeht, werden wir wohl kaum mehr finden als Teilabdrücke. Von dieser Seite ist also leider nicht viel zu erwarten.«

Lynley ging, wie Barbara bemerkte, auf die unterschwellige Zurechtweisung nicht ein. »Und die Marke?«, fragte er.

»Die Marke lässt sich eindeutig feststellen. Anhand der Zigarette.«

Lynley reichte Barbara eine Serie Fotografien, während Isabelle Ardery weitersprach. »Es sollte nach einem Unglücksfall aussehen. Der Brandstifter wusste nicht, dass Zigarette, Streichhölzer und Gummiband nicht völlig verbrennen würden. Dieser Irrtum ist verständlich. Und wir profitieren davon, denn er verrät uns, dass wir es nicht mit einem Profi zu tun haben.«

»Warum sind die einzelnen Teile denn nicht verbrannt?«, fragte Barbara und begann, die Fotos durchzublättern. Sie entsprachen Isabelle Arderys Beschreibung des Tatorts: der verkohlte Sessel, die Brandspuren an der Wand, der tödliche Weg des Rauchs. Sie legte sie wieder hin und hob, auf Antwort wartend, den Blick, ehe sie sich den Bildern des Toten zuwandte. »Warum sind sie nicht verbrannt?«, wiederholte sie.

»Weil Zigaretten und Streichhölzer im Allgemeinen oben auf Asche und Trümmern zurückbleiben.«

Barbara nickte nachdenklich. Sie schüttelte die letzten Chips aus dem Beutel, aß sie, knüllte die Tüte zusammen und warf sie in den Papierkorb. »Und was geht uns das an?«, fragte sie Lynley. »Es könnte doch ein Selbstmord sein, oder nicht? Der aus Versicherungsgründen als Unglücksfall inszeniert wurde.«

»Diese Möglichkeit dürfen wir natürlich nicht übersehen«, erwiderte Isabelle Ardery. »Der Sessel hat so viel Kohlenmonoxid abgesondert wie ein Auto-Auspuff.«

»Könnte also der Tote nicht alles für das Feuer vorbereitet haben, dann eine Handvoll Tabletten und ein paar Drinks geschluckt haben, und alles war paletti?«

»Das ist nicht von der Hand zu weisen«, meinte Lynley, »wenn es auch in Anbetracht aller Umstände unwahrscheinlich ist.«

»Aller Umstände? Welcher Umstände?«

»Die Obduktion ist noch nicht abgeschlossen. Wie Inspector Ardery erzählte, hat der Pathologe zwei oder drei andere Leichen auf die Warteliste gesetzt, um gleich mit dieser hier anfangen zu können. Die ersten Ergebnisse zum Kohlenmonoxidgehalt im Blut bekommen wir sofort. Aber die Untersuchungen auf Drogenrückstände werden einige Zeit dauern.«

Barbara blickte von Lynley zu Isabelle Ardery. »Gut«, sagte sie langsam. »Okay. Kapiert. Aber wenn diese Untersuchungen so lange dauern, wieso müssen wir dann jetzt schon ran?«

»Wegen der Person des Toten.«

»Der Person des Toten?« Sie nahm die restlichen Bilder zur Hand, die in einem niedrigen Schlafzimmer aufgenommen worden waren. Der Tote lag, quer über einem Messingbett, auf dem Bauch, bekleidet mit einer grauen Hose, schwarzen Socken und einem hellblauen Hemd, dessen Ärmel bis über die Ellbogen aufgerollt waren. Sein Kopf ruhte auf dem angewinkelten linken Arm auf dem Kopfkissen. Der rechte Arm war zum Nachttisch ausgestreckt, auf dem ein leeres Glas und eine Flasche Bushmills standen. Man hatte ihn aus jedem nur möglichen Winkel fotografiert. Barbara betrachtete die Nahaufnahmen genau.

Seine Augen waren fast geschlossen, nur eine schmale weiße Sichel war zwischen den Lidern zu sehen. Seine Haut war unregelmäßig verfärbt: fast rot an Lippen und Wangen, eher rosig an der einen, sichtbaren Schläfe, der Stirn und dem Kinn. In einem Mundwinkel hing ein dünner, blasiger Speichelfaden, der ebenfalls rosig gefärbt war. Barbara sah sich das Gesicht des Mannes an. Es kam ihr vage bekannt vor, aber sie wusste nicht, wo sie es einordnen sollte. Politiker?, dachte sie. Fernsehschauspieler?

»Wer ist er?«, fragte sie.

»Kenneth Fleming.«

Sie sah von den Fotografien auf. »Doch nicht ...?«

»Doch.«

Wieder studierte sie das Gesicht. »Wissen das die Medien schon?«

Isabelle Ardery antwortete. »Der Chief Superintendent der örtlichen Dienststelle wartete noch auf eine amtliche Identifizierung des Toten, die«, sie hob ihren Arm und sah auf die goldene Uhr an ihrem Handgelenk, »inzwischen längst erfolgt sein müsste. Aber das war sowieso nur eine Formalität. Mr. Fleming wurde gleich dort im Schlafzimmer identifiziert. Er hatte seine Papiere in der Jackentasche.«

»Na ja«, wandte Barbara ein, »das hätte auch bewusste Irreführung sein können, wenn dieser Mann ihm ähnlich genug sieht und jemand den Anschein erwecken wollte –«

Lynley unterbrach sie mit einer Handbewegung. »Unwahrscheinlich, Havers. Die Polizeibeamten haben ihn auch sofort erkannt.«

»Ach so.« Sie musste zugeben, dass es für jeden Cricket-Fan ein Leichtes war, Kenneth Fleming zu identifizieren. Er war derzeit der erste Schlagmann des Landes und innerhalb der letzten zwei Jahre praktisch zur Legende geworden. Zum ersten Mal war er im ungewöhnlichen Alter von dreißig Jahren in die Nationalmannschaft berufen worden. Er hatte den Aufstieg nicht auf dem üblichen Weg geschafft, über eine Schul- oder Universitätsmann-

schaft oder dank der Erfahrungen, die normalerweise in jungen Teams und Mannschaften der zweiten Liga gesammelt werden. Er hatte vielmehr in einer East-End-Liga für eine Fabrikmannschaft gespielt, und dort hatte ein ehemaliger Trainer aus Kent ihn gesehen und angeboten, mit ihm zu arbeiten. Er hatte ein langes und gründliches Privattraining genossen, und das wurde ihm mancherorts angekreidet; das sei eine Variante des Silberlöffelsyndroms, meinten die Leute.

Sein Debüt in der englischen Nationalmannschaft hatte erniedrigend geendet. Er war aus dem Spiel genommen worden, ohne einen Punkt erzielt zu haben. Schauplatz dieser ersten Demütigung war Lord's, wo vor ausverkauften Plätzen einer der neuseeländischen Feldspieler es schaffte, Flemings ersten und einzigen getroffenen Ball zu fangen. Auch das wurde ihm angekreidet.

Fleming verließ das Spielfeld unter dem Hohngelächter seiner Landsleute. Als er an den Mitgliedern des Marylebone Cricket Club vorbeimusste, die, niemals bereit zu vergeben und zu vergessen, wie immer im Klubhaus Hof hielten, reagierte er auf einen gedämpften Buhruf mit einer entschieden unsportlichen Geste. Das wurde ihm ebenfalls angekreidet.

All diese Vorwürfe waren für die Medien, vor allem natürlich für die Regenbogenpresse, ein gefundenes Fressen. Innerhalb einer Woche waren die Cricket-Fans des Landes in zwei Lager gespalten: Die einen meinten, man sollte dem armen Kerl eine Chance geben, die andern plädierten dafür, ihm die Eier abzuschneiden. Das Auswahlkomitee, nicht gerade dafür bekannt, dass es je dem Druck der öffentlichen Meinung nachgegeben hätte, wenn ein Vergleichskampf anstand, entschied sich für die erste Alternative. Kenneth Fleming absolvierte sein zweites großes Spiel im Old Trafford. Mit reserviertem Schweigen wurde er auf dem Spielfeld empfangen. Als das Match zu Ende war, hatte er hundertfünfundzwanzig Läufe für England erzielt.

Lynley sagte: »Greater Springburn hat die Leute von der vor-

gesetzten Dienststelle Maidstone zugezogen. Maidstone« – mit einem Kopfnicken zu Isabelle Ardery – »beschloss, uns den Fall zu übertragen.«

Isabelle Ardery war damit nicht einverstanden. »Ich nicht, Inspector. Das war mein Chief Constable.«

»Und das alles nur wegen Fleming?«, fragte Barbara. »Ich hätte gedacht, Sie und Ihre Leute würden Wert darauf legen, den Fall sozusagen im eigenen Haus zu behalten.«

»Ja, ich würde das vorziehen«, bestätigte Isabelle Ardery. »Nur leider scheinen die von diesem Fall Betroffenen über ganz London verstreut zu sitzen.«

»Ach so, politische Erwägungen.«

»Richtig.«

Sie wussten alle drei, wie das funktionierte. London war in einzelne Polizeibezirke aufgeteilt. Das Protokoll hätte erfordert, dass die Dienststelle Kent jedes Vordringen in fremde Reviere zu einer Vernehmung oder Untersuchung zuerst mit dem betreffenden Dienststellenleiter abklärte. Die Schreiarbeit, die Telefonate, das ganze politische Taktieren und Manövrieren hätte ebenso viel Zeit in Anspruch genommen wie die eigentlichen Ermittlungen. Da war es einfacher, den ganzen Fall der übergeordneten Behörde, New Scotland Yard nämlich, in den Schoß zu legen.

»Inspector Ardery wird die Ermittlungen in Kent leiten –«, sagte Lynley.

»Die sind längst in Gang, Inspector«, stellte Isabelle Ardery klar. »Unsere Spurensicherung ist seit heute Nachmittag ein Uhr im Haus.«

»– während wir unseren Teil der Arbeit in London erledigen«, schloss Lynley.

Barbara nahm dieses ungewöhnliche Arrangement mit Stirnrunzeln zur Kenntnis. Doch sie formulierte ihre Einwände vorsichtig, da sie verstehen konnte, dass Isabelle Ardery sich ihren Zuständigkeitsbereich nicht nehmen lassen wollte. »Und Sie

glauben nicht, dass da Missverständnisse entstehen, Sir? Dass die Linke nicht weiß, was die Rechte tut? Sie wissen, was ich meine.«

»Nein, das dürfte eigentlich kein Problem sein. Inspector Ardery und ich koordinieren die Ermittlungen.«

Inspector Ardery und ich. Er sagte es auf eine ungezwungene und großzügige Art, aber Barbara vernahm die unterschwelligeren Töne klar und deutlich. Isabelle Ardery hatte den Fall selbst haben wollen. Ihre Vorgesetzten hatten ihn ihr weggenommen. Lynley und Havers würden gut daran tun, Isabelle Ardery bei Stimmung zu halten, wenn sie sich die Hilfe ihres Spurensicherungsteams nicht verscherzen wollten.

»Oh«, sagte Barbara. »Natürlich. Gut, also, wo fangen wir an?«

Isabelle Ardery erhob sich geschmeidig. Sie war, wie Barbara jetzt sah, sehr groß. Lynley mit seinen einsfünfundachtzig überragte sie nur um wenige Zentimeter.

»Sie haben sicher einiges zu besprechen, Inspector«, sagte Isabelle Ardery. »Und ich denke, mich brauchen Sie jetzt nicht mehr. Meine Nummer steht oben auf dem Bericht.«

»Richtig.« Lynley griff in eine Schublade seines Schreibtischs, holte eine Karte heraus und reichte sie ihr.

Sie steckte sie in ihre Tasche, ohne einen Blick darauf zu werfen. »Ich rufe Sie morgen an. Bis dahin müsste ich eigentlich vom Labor gehört haben.«

»Gut.« Er nahm den Bericht, den sie mitgebracht hatte. Er schob die Fotografien ordentlich unter die Dokumente und legte den Bericht in die Mitte der Schreibunterlage. Er wartete offensichtlich darauf, dass sie sich verabschieden würde, und sie wiederum wartete auf eine abschließende Bemerkung von ihm. Ich freue mich auf die Zusammenarbeit mit Ihnen, hätte vielleicht genügt, aber es hätte nicht ganz der Wahrheit entsprochen.

»Tja, dann also noch einen schönen Abend«, sagte Isabelle Ardery schließlich. Mit demonstrativer Erheiterung über Lynleys Anzug fügte sie hinzu: »Und ich bitte um Entschuldigung, wenn

ich Ihre Wochenendpläne zunichtegemacht habe.« Sie nickte Barbara zu, sagte kurz: »Sergeant« und verschwand.

Ihre Schritte hallten laut im Korridor, als sie von Lynleys Büro zum Aufzug ging.

»Was meinen Sie, lagert man die in Maidstone in der Tiefkühltruhe und taut sie nur zu besonderen Gelegenheiten auf?«, fragte Barbara schließlich.

»Ich denke, sie hat einen harten Job in einer noch härteren Branche.« Er kehrte zu seinem Sessel zurück und begann, in irgendwelchen Papieren zu blättern. Barbara musterte ihn mit scharfem Blick.

»Mannomann! Hat sie Ihnen etwa gefallen? Sie ist ja wirklich sehr hübsch, und ich gebe zu, als ich sie hier sitzen sah, dachte ich, Sie – na, Sie haben’s ja gemerkt, nicht? Aber im Ernst, gefällt sie Ihnen?«

»Sie braucht mir nicht zu gefallen«, versetzte Lynley. »Ich muss lediglich mit ihr zusammenarbeiten. Und mit Ihnen auch. Wollen wir also anfangen?«

Er kehrte den Vorgesetzten heraus, und das tat er nur höchst selten. Barbara hätte gern gemault. Aber sie wusste, dass eine Krähe der anderen nicht die Augen aushackte, und er und Isabelle Ardery hatten schließlich den gleichen Dienstrang. Es war sinnlos, sich herumzustreiten. Darum sagte sie nur: »In Ordnung.«

Er bezog sich auf den Bericht. »Wir haben mehrere interessante Fakten. Der ersten Untersuchung zufolge ist Fleming am Mittwochabend oder in den frühen Morgenstunden des Donnerstags gestorben. Im Moment liegt der geschätzte Todeszeitpunkt irgendwo zwischen Mitternacht und drei Uhr morgens.« Er las einen Augenblick und kreuzte irgendetwas mit Bleistift an. »Er wurde heute Morgen gefunden ... um Viertel vor elf, als die Polizei aus Greater Springburn eintraf und ins Haus eindrang.«

»Und warum ist das interessant?«

»Weil – ungewöhnlicher Fakt Nummer eins – von Mittwoch-

abend bis Freitagmorgen niemand Kenneth Fleming als vermisst meldete.«

»Vielleicht war er ein paar Tage weggefahren, um allein zu sein.«

»Damit sind wir schon beim zweiten interessanten Detail. Er dürfte wohl kaum die Einsamkeit gesucht haben, als er in das Haus nach Springburn fuhr. Das war nämlich zu der Zeit bewohnt. Von einer Frau namens Gabriella Patten.«

»Ist sie eine Prominente?«

»Sie ist die Ehefrau von Hugh Patten.«

»Und der ist ...?«

»Der Direktor eines Unternehmens namens Powersource, Sponsor der diesjährigen Vergleichskämpfe gegen Australien. Und sie – Gabriella, seine Frau – ist verschwunden. Aber ihr Auto steht noch in der Garage des Cottage. Was schließen Sie daraus?«

»Wir haben eine Verdächtige?«

»Durchaus möglich, ja.«

»Oder eine Entführung?«

Er drehte die erhobene Hand hin und her, um seine Skepsis deutlich zu machen. Dann fuhr er fort: »Nun zur dritten Tatsache: Obwohl Fleming im Schlafzimmer gefunden wurde, war er – wie Sie selbst gesehen haben – voll bekleidet. Nur das Jackett hatte er ausgezogen. Und weder im Schlafzimmer noch sonst wo im Haus war ein Koffer zu finden.«

»Er hatte also nicht die Absicht gehabt zu bleiben, meinen Sie? Vielleicht ist er bewusstlos geschlagen und da raufgeschleppt worden, um den Anschein zu erwecken, er hätte ein Nickerchen machen wollen?«

»Und die vierte interessante Tatsache: Seine Frau und seine Kinder leben auf der Isle of Dogs, aber Fleming selbst lebte seit zwei Jahren in Kensington.«

»Also getrennt, richtig? Wieso ist das von Interesse?«

»Weil er – in Kensington – mit der Frau zusammenlebte, der das Haus in Kent gehört.«

»Mit dieser Gabriella Patten?«

»Nein, die ist nur die Mieterin. Es handelt sich um eine dritte Frau. Um eine gewisse« – Lynley suchte mit dem Finger auf dem Blatt, das er vor sich liegen hatte – »Miriam Whitelaw.«

Barbara, die ein Bein über das andere geschlagen hatte, spielte am Schnürsenkel ihres roten Joggingstiefels. »Scheint ganz schön rumgekommen zu sein, der gute Fleming, wenn er nicht gerade Cricket gespielt hat. Eine Ehefrau auf der Isle of Dogs, eine – was? – Geliebte in Kensington?«

»So sieht es aus.«

»Was war dann die in Kent?«

»Das ist die Frage«, sagte Lynley. Er stand auf. »Sehen wir mal, ob wir die Antwort finden.«

Die Häuser von Staffordshire Terrace zogen sich quer über den Südhang des Campden Hill, Zeugnis des Höhepunkts viktorianischer Architektur im nördlichen Teil Kensingtons. Sie waren in einem Stil erbaut, der der italienischen Renaissance nachempfunden war; weder fehlten Balustraden und Erker noch gezinnte Dachsimse noch weiße Stuckelemente, die zum Schmuck der eigentlich schlichten und soliden Bauten aus pfefferfarbenem Backstein dienten. Hinter schwarzen schmiedeeisernen Zäunen säumten sie die schmale Straße in eintöniger Würde und unterschieden sich äußerlich nur durch die Blumen voneinander, die in Kästen oder Töpfen wuchsen.

In den drei Blumenkästen vor dem Erkerfenster des Hauses Nummer 18 wuchs Jasmin in überreicher Fülle. Im Gegensatz zu den meisten anderen Häusern in der Straße, war Nummer 18 nicht in ein Wohnhaus für mehrere Parteien umgewandelt worden. Es gab nur eine einzige Türglocke. Dort läutete Lynley, der in Begleitung von Barbara Havers gekommen war, ungefähr fünfundzwanzig Minuten nachdem man sich von Inspector Isabelle Ardery verabschiedet hatte.

»Stinkvornehm.« Barbara wies mit einer Kopfbewegung zur Straße. »Ich habe drei BMWs gesehen, zwei Range Rover, einen Jaguar und ein Coupe de Ville.«

»Coupe de Ville?«, fragte Lynley und blickte zur Straße zurück, die vom gelben Lichtschein viktorianischer Laternen erleuchtet war. »Ist etwa Chuck Berry in der Gegend?«

Barbara lachte. »Und ich hab gedacht, Sie hören niemals Rock 'n' Roll.«

